

Ein neues Buch Isidor für Zeitgenossen

VERLAG FRANZ EHER NACHF. MÜNCHEN

KNORKE

EIN NEUES BUCH ISIDOR FÜR ZEITGENOSSEN

Herausgegeben von Dr. Goebbels
unter Mitarbeit von Mjölnir, Knipperdolling, Dax,
Jaromir und Orje

2. Auflage
6.—8. Tausend

Verlag Franz Eher Nachf. / München

1931

Inhalt

Motto

Knorke

ist zweimal so dufte wie schnafte.
Dufte ist dufte, schnafte ist schnafte.
Wenn einer es wissen will, hier kann er's lernen:
Was knorke und dufte und schnafte ist!

Dr. Goebbels: Signale

WECKRUFE VOR DEM ANBRUCH

1. Wider den Volksfeind

Als nach dem 9. November 1918 die sieggewohnten deutschen Heere, dennoch geschlagen und um den Preis ihres Opfermuts betrogen, in die Heimat zurückfluteten, da stand in den Hirnen und Herzen jener grauen Frontsoldaten das Bewußtsein einer neuen Mission und der Wille zum Staat auf. Eine junge Generation, unerzogen in den Taktiken der großen Politik, ohne handwerksmäßige Tradition und nur ausgerüstet mit jenem sicheren Instinktgefühl für Seiendes und Werdendes, wurde mit einem Male unvermittelt und wenig vorbereitet vor die elementarste Aufgabe gestellt, die die Geschichte einem Volk, auch und gerade einem geschlagenen Volk, nach Krieg und Zusammenbruch aufgeben kann: den Staat zu formen. Und diese jungen Männer, die vor Ypern und Verdun unerschüttert gestanden waren, versagten davor, mußten davor versagen, da ihre Überzahl in Unkenntnis der treibenden Kräfte und Menschen Frieden schloß mit Mächten, mit denen es keinen Frieden, sondern nur Kampf gibt, bei dem der eine oder der andere zerschmettert am Boden liegen bleibt.

Am Anfang der deutschen Republik stand die Kapitulation, und es war nur folgerichtig, wenn die Männer, die Weimar schufen, auch Versailles unterschrieben. Diese beiden Akte sind nur dem Schein nach zwiefach. Im Wesen sagen und bedeuten sie dasselbe: die Überführung der deutschen Volkshoheit an die wesen- und raumlosen Mächte des Weltgeldes, die sich je nach Bedarf in die Maske des Freundes oder des Feindes kleiden. Weimar gab die Form, Versailles den Inhalt des neuen, sogenannten Staates, der nun auf den Trümmern des großen Krieges errichtet wurde.

Und dabei war die deutsche Lage in jenen schicksalsschweren Monaten durchaus nicht so verzweifelt, als es dem oberflächlichen Blick fürs erste scheinen mochte. Wir hatten den Krieg verloren: ein Volk kann und darf einen Krieg verlieren und braucht dabei nicht Schaden zu nehmen an seiner Seele. Was schwerer wog: wir verloren den Umbruch, jenen Revolution genannten Akt der Meuterei, verloren ihn vor uns selbst ganz und bis zum letzten grausamen Ende, das in Versailles sichtbar wurde.

Versailles war ein Kriegsschluß ohne faules und vergiftetes Beiwerk. Rund und nüchtern, ohne Phrase und Vorbehalt wurden wir unter die Knute rachsüchtiger und machthungriger Sieger gezwungen. Und es gab damals niemanden unter uns, der darüber im unklaren blieb. Das war ein Frieden ohne Frieden, ein Kriegsende, das in seinem Schoße Haß, Empörung, Revolution, Krieg barg. Das wußten wir alle: Versailles bedroht unser Leben, Versailles wird von uns zerbrochen, oder wir zerbrechen unter ihm. Quer durch den deutschen Lebenskörper zog sich diese klaffende blutende Wunde, aus der in breitem Strom unser rotes, warmes Volksblut floß. Diese Wunde mußte heilen, oder wir verbluteten daran.

Niemand stand damals auf unter uns und erfand silberne Streifen am Horizont. Keiner sah in Versailles Sanierung und glaubte, dabei einen Weg ins Freie erkennen zu können. Wir waren ein Volk der Verzweiflung, mit schwindendem Blut und siechendem Leib, zum Letzten heranreifend, ein Volk, dem schnell und durchgreifend geholfen werden mußte, oder es ging zugrunde.

Die Soldaten wurden abgelöst von den Staatsmännern, die ihrerseits nur die Kulisse abgeben durften für die gefährlicheren Mächte des Geldes. Der Leidensweg des deutschen Volkes ging von Versailles über Spaa, London und Genua, zurück nach London, einen erschütternden Weg der Umformung politischer Versklavung in kommerzielle Fron; und als am 29. August 1924 im „Deutscher Reichstag" genannten Verpfändungstribunal der weißen Geldprovinz die letzten Reste unserer Souveränität den raumlosen Mächten des Goldes verpfändet wurden um einer Atempause, eines Scheinfriedens, eines Trugerfolges willen, da war jene Entwicklung vollendet, die aus einem Heldenvolk eine Helotenarmee, aus einer Nation von Ehre eine wesen- und wurzellose Gemeinschaft von Profit, Flitter, Armut und Schmach machte.

Versailles war eine blutende Wunde. Dawes-Young ist eine zehrende Schwindsucht. Und es ändert gar nichts an unserer trostlosen Lage, daß diese Versklavungspakte im Guten zu beginnen scheinen; um so sicherer und folgerichtiger werden sie im Bösen enden. Blutende Wunden bindet man ab. Niemand täuscht sich über ihre Gefährlichkeit hinweg. Zehrende Krankheiten kommen meist harmlos und unerkennbar. Sie schleichen sich an ihre Opfer heran wie der Dieb in der Nacht. Der von der Schwindsucht Befallene wird um so eher geneigt sein, sich über die Furchtbarkeit seiner Krankheit hinwegzutäuschen, als die Natur in einer grotesken Laune ihn manchmal in diesem Bestreben zu unterstützen scheint. Sie zaubert ihm eine verführerische Röte falscher Gesundheit auf die schon müden Wangen, läßt das kranke Auge in einem lächelnden Glanz strahlender Lebensluft leuchten, aber schon der Volksmund hat dafür den treffendsten Ausdruck gefunden: Kirchhofsröslein. Dieser Kranke ist gezeichnet, nicht zum Leben, sondern zum Tode.

Deutschland unter dem Dawes-Young-Pakt: das ist ein Volk, das an der Auszehrung leidet. Kredite und Anleihen sind für dieses Volk nur Morphiumspritzen, die zwar auf eine Zeitlang die Schmerzen mildern und einen Zustand trügerischer Gesundheit hervorzaubern können — aber der Giftstoff frißt sich unentwegt weiter in die lebenswichtigen Organe hinein, bis der Organismus, ausgehöhlt und durchpestet, eines Tages erschöpft und todwund zusammenbricht, um nie wieder aufzustehen.

Das beginnt im Wirtschaftlichen und endet im Organischen. Die Wirtschaft ist sozusagen nur das Einfallstor, durch das der Bazillus den Weg in den Volkskörper sucht und findet. Es wäre falsch, anzunehmen, die Produktion könne zerstört werden, ohne daß das Volk darunter an seinem seelischen Bestand ernst-

haft zu Schaden komme. Die raumlosen Mächte, die uns als unerbittliche Gegner gegenüberstehen, beginnen heute nur wirtschaftsfeindlich, um volkszerstörend aufhören zu können. Vor uns erhebt der ewige Volksfeind, der Jude, die Demokratie, der Kapitalismus — alles nur Umschreibungen desselben Geistes, der stets verneint, — seine unheilvolle Drohung des Untermenschen. Und es gibt dagegen für uns nur *eine* Wahl:

Kampf oder Untergang!

Wir führen in einem Jahr Milliardenwerte an staatlichen Verpflichtungen ab an die Weltgeldmächte. Dazu kommen Milliardenwerte an Zinszahlungen für Schulden privatwirtschaftlicher Natur. Dazu kommt ein Handelsbilanzpassivum von gering angeschlagen 4 bis 6 Milliarden für jedes Jahr. Das heißt in der Umgangssprache: das deutsche Volksvermögen, ohnehin durch Krieg und Revolte bis ins Innerste erschüttert, schwindet in einem Normaljahr um rund 10 bis 12 Milliarden. Man überdenke diesen Kurs auf zehn Jahre in die Zukunft, dann steht an seinem Ende das vom internationalen Volksfeind gewünschte Ergebnis: eine zerbrochene Nation, eine Helotenarmee, hausend in einer Wüste von Asphalt und Armut.

Der wirtschaftliche Zusammenbruch bedingt automatisch den Verfall unseres Volkstums auf allen Gebieten. Wir sehen ja schon Hand in Hand mit ihm vorwärtsgreifend den Charakterzusammenbruch dessen, was wir deutsch zu nennen gewohnt sind, in Politik, Kultur, nationalistischem Denken und sozialistischem Handeln. Die deutsche Seele ist vergiftet, und nur das Wunder der Wiederaufrichtung des deutschen Charakters vermag sie im Wesen wieder zur Gesundheit zu bringen.

Der Volksfeind schlägt seine Krallen in unser Leben hinein. Deutschland ist in seiner Existenz bedroht. Entweder gelingt es uns, das Volk zur Besinnung und zum Angriff gegen die überstaatlichen Mächte zu bringen, oder das Ende ist da.

Darum werden wir nicht müde, zu mahnen, zu sammeln, aufzurütteln und als immer waches Gewissen im Untergang zu Anbruch und Aufbruch zu rufen:

Zerschmettert den Volksfeind!

2. Die Dreihundert

Dreihundert Männer leiten die wirklichen Geschicke des Kontinents, von denen jeder jeden kennt. Sie suchen sich ihre Nachfolger aus ihrem Kreise.

So schrieb am 25. Dezember 1909 schon in der Wiener „Neuen Freien Presse" einer dieser Dreihundert, der es also wissen mußte, der Großkapitalist, Republikminister, Bolschewistenfreund und internationale Jude Walter Rathenau, bei dessen Tod in Deutschland Hunderttausende von marxistischen Proletariern gegen den Kapitalismus und gegen die Reaktion, für den Sozialismus und für Rathenau demonstrierten.

Was bedeutet das? Wo liegt hier der Sinn im Widersinn?

Die internationale Weltgeldhochfinanz hat Besitz ergriffen von den Souveränitätsrechten des deutschen Volkes und ist nun im Begriff, sich in unseren ehemaligen Machtbereichen wohnlich einzurichten. Getreu dem uralten Gesetz der jüdischen Rasse „Du sollst alle Völker fressen" hat sie bei uns damit angefangen, hat durch Krieg und Revolution die Widerstandskraft unseres Volkstums bis ins Mark erschüttert und sich dann darangemacht, uns die lebenswichtigsten Organe Stück um Stück aus dem Staatskörper herauszuschneiden.

Sie besitzt nun unsere Münze und das Verfügungsrecht über den weitaus größten Teil der deutschen Produktion, unsere Verkehrshoheit und auf Grund ihrer militärischen und diplomatischen Machtmittel die Souveränität der deutschen Grenzen. Die Presse ist fast ausnahmslos in ihren Händen: damit macht sie die öffentliche Meinung, die Parlament und Regierung gestaltet. Mit Hilfe deutscher Regierer hat sie über unser Volk einen Fronvogt gesetzt, den heimlichen Kaiser Parker Gilbert. Der kontrolliert den Kolonialetat und hat Einspruchsrecht bei Einnahmen und Ausgaben; Parlament und Kabinett sind bedingungslos in seine Hand gegeben, und die Knechtseligkeit der seit dem 9. November 1918 in Deutschland eingeführten Demokratie ist Garant für die Dauer dieses jammervollen Zustandes. Wir haben Fürsten gestürzt und Throne ins Wanken gebracht. Dafür gab man uns als Ersatz die Mammonarchie der Wallstreet, und ihre Büttel schwingen nun über deutschem Arbeitsvolk die Sklavenpeitsche.

Die marxistischen Parteien sind nur noch willige Werkzeuge in den Händen dieser Freibeuter des Geldes. Mit ihrer Hilfe war es der Weltbörse möglich das deutsche Volk seines Besitzes zu enteignen. Man nahm ihm in einem welterschütternden militärischen Ringen zwei Millionen seiner besten Söhne, aus deren Blut münzte die Wallstreet Goldbarren, mit denen sie uns heute tributpflichtig macht. Man stahl ihm in der sogenannten Inflation seinen baren Besitz und gab ihm statt dessen eine neue Währung, eine Münze, die nicht mehr uns gehört, sondern unseren Unterdrückern. Nun hat der Weltfeind die lebenswichtigsten Organe unseres Volkskörpers in seiner Hand, und damit sind wir bedingungslos seiner teuflischen Willkür preisgegeben.

Auf dem Asphalt der modernen Großstädte errichtet der Weltjude die imperialistische Diktatur des roten Goldes; ihre Säulen sind Presse, Arbeiterbewegung, Parlament und Feigheit der bürgerlichen Parteien. Jeder Tag, den wir in Jammer und Sorge hinter uns bringen, ist eine Etappe im Siegesmarsch des Goldes gegen das Blut. Die Dinge vollziehen sich heute bereits zwangsläufig, und man kann mit mathematischer Genauigkeit ausrechnen, wann uns das letzte Stück Deutschtum auf den Gebieten der Politik, der Wirtschaft und der Kultur verlorengehen wird und wir vor dem Ende stehen.

So ist die Lage! Und während wir uns die Köpfe zerspalten und weltfernen Phantomen nachjagen, rüstet das Geld zum letzten Vernichtungsschlag gegen deutsches Arbeitertum, und es kann heute bereits keinem Zweifel mehr unterliegen, daß wir bei gleichmäßig fortschreitender Zermürbung des deutschen Widerstandswillens unter dieser Katastrophe, die näher ist, als wir alle glauben wollen, zusammenbrechen werden.

Die großen Parteien nationaler und internationaler Prägung haben längst schon offen oder verhüllt vor dem Machthunger des Weltfeindes ihre schmähliche Kapitulation vollzogen. Sie wirken am Zusammenbruch mit oder leisten ihm doch durch Feigheit und Mangel an Widerstandswillen bewußt und unbewußt Vorschub. Während man in den Parlamenten redet und debattiert und kaum noch ein und aus weiß, marschiert das Geld zielsicher und unbeirrt auf seinem Eroberungsfeldzug gegen die deutsche Arbeit vorwärts, und eines Tages stehen wir wieder wie 1914 und 1918 ungerüstet vor vollendeten Tatsachen, die dann jedoch grausamer und unabänderlicher sein werden als damals, da dieses weltgeschichtliche Ringen erst begann.

Ist es da vermessen, wenn wir das Signal zum Widerstand geben? Haben wir Deutschen verdient, daß man uns Sklavenketten schmiedet aus dem Gold, das man aus unserm Schweiß und dem Blut unserer Brüder prägte? Und glaubt jemand unter Euch, daß unsere Not gewendet werde durch eine höhere Macht und nicht vielmehr durch unsere eigene Kraft?

Die Fürsten des Geldes stehen bereit zum letzten Schlag. Sie haben unserem Volk den Glauben und den Willen geraubt, haben uns geschändet und entehrt und wollen uns nun den Absatz in den Nacken treten. Dagegen nützt kein Reden und kein Beten; nur Widerstand, Kampf, Angriff! Nicht Gott hilft. Wir müssen uns selbst helfen.

Unser Leben ist in Gefahr. Das deutsche Volk befindet sich in einem Dauerzustand der Notwehr. Da ist jedes Mittel recht, den Feind zur Strecke zu bringen.

Wir sind bereit, das letzte anzuwenden.

Wenn wir Deutschland vom Wahn des Goldes frei machen, dann vollbringen wir damit die größte Tat der Weltgeschichte.

Blut gegen Gold! Arbeit gegen Geld!

Fäuste gegen Paragraphen! Leben gegen tote Formel!

Dafür marschieren wir auf!

3. Der Jude

Über alle Fragen wird in Deutschland offen diskutiert, und jeder Deutsche nimmt für sich das Recht in Anspruch, sich in allen Fragen so oder so zu entscheiden. Der eine ist Katholik, der andere Protestant, der eine Arbeitnehmer, der andere Arbeitgeber, der Kapitalist, der Sozialist, der Demokrat, der Aristokrat. Eine Festlegung nach dieser oder jener Seite hat für den Zeitgenossen nichts Entehrendes an sich. Sie geschieht in aller Öffentlichkeit, und wo die Gegensätze noch unklar und verworren erscheinen, da reinigt man sie durch Diskussion in Rede und Gegenrede. Einzig ein Problem ist dieser öffentlichen Behandlung entzogen, und es wirkt schon aufreizend, es nur zu nennen: die Judenfrage. Sie ist tabu in der Republik. Man darf sie nicht einmal anschneiden, weder im Guten noch im Bösen, ohne sich von vornherein als verkommenes Subjekt, als Reaktionär, als Störer des Volksfriedens, als Kurlturschmach und Banause zu demaskieren. Soweit schon hat es der Jude mit seinem geistigen Terror bei uns gebracht, und zwar nicht ohne Anlaß. Der Jude weiß, daß allein schon in der Diskussion der Judenfrage das Ende seiner Willkürherrschaft begründet liegt. Er kennt besser als jeder andere die Anrüchigkeit seiner parasitären Existenz unter uns, und deshalb umgibt er sein Dasein mit diesem geistigen Terror, der es dem harmlosen Zeitgenossen glatterdings unmöglich macht, bis zu seiner Wesenheit vorzustoßen. Es gibt kein tiefer verletzendes Schimpfwort gegen den Juden als: der Jude. Gegen alle Injurien ist er immunisiert: Lump, Parasit, Betrüger, Schieber, das geht ihm herab wie Wasser an der Teerjacke. Nenne ihn Jude, und Du wirst mit Erstaunen feststellen, wie er aufzuckt, wie er betroffen wird, wie er plötzlich ganz klein in sich zusammensinkt: „Ich bin erkannt."

Darin liegt die Stärke, aber auch die Schwäche jeder judengegnerischen Bewegung. Läßt sie sich ihren Kurs vom Juden diktieren, dann ist und bleibt sie unschädlich für ihn. Bestimmt sie jedoch selbst aus ihrer eigenen Kraft ihren Verlauf, dann wird sie ihm aufs höchste gefährlich. Es ist zwecklos, sich gegen den Juden zu verteidigen. Er wird blitzschnell aus seiner Sicherheit zum Angriff vorgehen und mit seiner Rabulistik alle Mittel der Verteidigung beim Gegner zerbrechen. Was er fürchtet, was er haßt, das ist der Angriff gegen ihn. Da ist seine verwundbare Stelle. Im Angriff fängt er bald an, schwach zu werden. Da versagen seine bekannten alten Methoden der Verteidigung: Terror, Lüge und Verleumdung. Da muß er stehen und fechten und — wird immer verlieren. Allerdings hat der Angreifende sich von vornherein darüber im klaren zu sein, daß der Jude vorerst alle Mittel anwenden wird, den Gegner aus der Offensive wieder in die Defensive zurückzudrängen. Er wird ihm verleumderisch alles das unterschieben, was auf seinem eigenen Schuldkonto steht, und zwar wird er im Gegenangriff so konzentrisch, so geschlossen, so in breiter Front aufmarschieren, daß nur die stärksten Nerven dagegen auszuhalten vermögen. Plötzlich macht er

nun aus dem Judengegner das, was der eigentlich an ihm bekämpfen wollte: den Lügner, den Unfriedenstifter, den Terroristen. Nichts wäre falscher, als wollte man sich dagegen verteidigen. Das möchte der Jude ja. Er erfindet dann täglich neue Lügen, gegen die sich sein Gegner nunmehr zur Wehr setzen muß, und das Ergebnis ist: er kommt vor lauter Rechtfertigung nicht dazu, was der Jude eigentlich fürchtete: ihn anzugreifen. Aus dem Angeklagten ist nun der Ankläger geworden, und der seinerseits drückt mit viel Geschrei den Ankläger in die Anklagebank hinein. So ging es bisher immer, wenn ein Mensch oder eine Bewegung sich unterstand, den Juden zu bekämpfen. So auch würde es uns gehen, wären wir nicht bis ins letzte über seine Wesenheit orientiert und hätten wir nicht den Mut, aus dieser Erkenntnis unsere radikalen Schlüsse zu ziehen. Und die sind:

Man kann den Juden nicht positiv bekämpfen. Er ist ein Negativum, und dieses Negativum muß ausradiert werden aus der deutschen Rechnung, oder es wird ewig die Rechnung verderben.

Man kann sich mit dem Juden nicht über die Judenfrage auseinandersetzen. Man kann ja doch niemanden nachweisen, daß man das Recht und die Pflicht habe, ihn aufzuhängen.

Man darf dem Juden im Kampf nicht die Mittel zubilligen, die man jedem ehrlichen Gegner zubilligt, denn er ist kein ehrlicher Gegner. Er wird Großmut und Ritterlichkeit nur dazu ausnutzen, seinen Feind darin zu fangen.

Der Jude hat in deutschen Fragen nicht mitzureden. Er ist Ausländer, Volksfremder, der nur Gastrecht unter uns genießt, und zwar ausnahmslos in mißbräuchlicher Weise.

Die sogenannte Moral des Juden ist keine Moral, sondern eine Anleitung zum Betrug. Deshalb hat sie auch kein Anrecht auf Schutz und Schirm der Staatsgewalt.

Der Jude ist nicht klüger als wir, sondern nur raffinierter und gerissener. Sein System kann nicht wirtschaftlich — er kämpft ja wirtschaftlich unter ganz anderen Moralgesetzen als wir — sondern nur politisch gebrochen werden.

Ein Jude kann einen Deutschen gar nicht beleidigen. Jüdische Verleumdungen sind nur Ehrennarben für einen deutschen Judengegner.

Der Wert eines deutschen Menschen oder einer deutschen Bewegung steigt mit der Gegnerschaft des Juden. Wird jemand vom Juden bekämpft, so spricht das absolut für ihn. Wer nicht vom Juden verfolgt oder gar von ihm gelobt wird, der ist nutzlos und schädlich.

Der Jude beurteilt deutsche Fragen immer vom jüdischen Standpunkt aus. Deshalb ist meist das Gegenteil von dem, was er sagt, richtig.

Man muß zum Antisemitismus ja oder nein sagen. Wer den Juden schont, der versündigt sich am eigenen Volk. Man kann nur Judenknecht oder Judengegner sein. Die Judengegnerschaft ist eine Sache der persönlichen Sauberkeit.

Mit diesen Grundsätzen hat die judengegnerische Bewegung Aussicht auf Erfolg. Und eine solche Bewegung wird vom Juden deshalb auch nur ernst genommen und gefürchtet.

Daß er dagegen lärmt und aufbegehrt, ist nur ein Beweis dafür, daß sie richtig ist. Er mag „Terror!" schreien. Wir antworten darauf mit dem bekannten Wort Mussolinis: „Terror? Niemals! Es ist Sozialhygiene. Wir nehmen diese Individuen aus dem Umlauf, wie ein Mediziner einen Bazillus aus dem Umlauf nimmt."

4. Knorke

Was ist knorke? „Knorke ist zweimal so dufte wie schnafte", wird der Berliner zur Antwort geben. Aber was ist dufte und was ist schnafte, fragt der Mann aus der Provinz. Da wird ihm der Berliner sagen, daß man das mit Worten nicht erklären kann, das läßt sich nur durch Beispiele und Situationen illustrieren. Diese kleinen herzigen Adjektiva sind auf Berliner Boden gewachsen und können von dort nirgendwohin verpflanzt werden. Jedes Kind wendet sie hierzulande an, richtig, kernig, ulkig und schlagfertig. Aber was das übersetzt heißt, das vermag niemand zu sagen. Das muß man fühlen. Und wer das nicht fühlt, der ist eben doofer als doof.

Knorke ist z. B. die Rede des Grafen Pückler, die er in Berlin kurz vor seiner Internierung in einer Irrenanstalt gehalten hat, und die mir — ich verdanke es einem reinen Zufall — im Wortlaut vorliegt. Dieses seltsame Gemisch von richtigen und falschen Erkenntnissen, diese schneidige Art, mit den Vernichtern des deutschen Volkes Schlitten zu fahren, diese unbekümmerte Methode, die kaiserlichen Behörden auf den Arm zu nehmen und die hohe Polizei zu verkohlen, diese herzliche, dreiste, gottvolle, naive und durch keinerlei Sachkenntnis belastete, draufgängerische und tapfere Abrechnung mit dem Hebräer, der beim Kaiser zu Tisch sitzt und auch im alten Reich, wenn auch noch unerkannt für den geistigen Mittelstand, das Heft in der Hand hatte; und dann die „programmatischen" Maßnahmen, die der im Volksmund als „Dreschgraf" bekannte rodomontierende Pückler gegen die überhandnehmende Judenpest empfiehlt: das ist alles so erfrischend, so treu und unbekümmert, so labend und erquickend, daß man dafür eben nur eine Bezeichnung finden kann: knorke!

Nichts liegt uns ferner, als uns damit zu identifizieren. Aber das ist eine historische Reminiszenz, die den Kenner innig schmunzeln läßt, und darüber hinaus: es i s t doch was. Kein Programm, aber ein persönlicher Zornesausbruch, der zwar mittelalterlich anmutet, aber sonst doch nicht so ohne ist. Wir fühlen uns dabei erhaben über bürgerliche Ängste. Es ist ja heute so, daß der Spießer sein eigenes Vaterland, seine Ehre und sein Volkstum jahrzehntelang beschmutzen und verleumden läßt, daß er ruhig zuschaut, wie seine eigenen Volksbrüder durch ein mordendes Staats- und Wirtschaftssystem allmählich abgeschächtet und auf allen Gebieten enteignet werden, daß aber derselbe Spießer in heilige moralische Entrüstung verfällt, wenn sich der in den breiten Massen angesammelte Volkszorn ganz gegen den Willen der verantwortlichen Führer einmal Luft macht und rächende Vergeltung übt an den Urhebern und Nutznießern des großen Unglücks.

„Ich gebe Euch zurück das gute Gewissen und den ehrbaren Namen. Ich gebe Euch zurück das deutsche Vaterland und die Begeisterung für das Gute und Schöne. Ich gebe Euch zurück das deutsche Haus, den deutschen Herd und die deutsche Familie. Ihr seid Sozialisten, aber Ihr sollt trotzdem deutsch sein bis

auf die Knochen. Ihr kämpft mit aller Energie gegen die Feinde des Vaterlandes. Ihr kämpft gegen die gemeinen Wucherer und Gauner, die jahrein, jahraus Tausende von deutschen Familien ins Elend stürzen. Ihr kämpft aber auch gegen die gewissenlosen Höflinge und gegen den Kaiser, gegen die verbummelte und verkommene Hofgesellschaft! Ihr seid die Retter des Vaterlandes, Ihr seid die einzigen, auf die man sich heute noch verlassen kann!"

So spricht Graf Pückler lange vor dem Kriege zu deutschen Arbeitern. Ist das nicht knorke?

„Ich habe mir so ein kleines Schema ausgedacht, wie ich mir ungefähr bei einer kommenden Umgestaltung die Lösung der Judenfrage denke. Dieses Schema lautet folgendermaßen:

§ 1. Jeder Jude darf bei der kommenden Abrechnung durchgehauen werden.

§ 2. Jeder freche und unverschämte Jude wird aus Deutschland herausgeschmissen.

§ 3. Jüdische Rechtsanwälte werden bei der kommenden Abrechnung in die Spree geworfen, dort, wo sie am tiefsten ist, damit die Lümmel von außen so schwarz werden, wie sie von innen sind.

Meine Herren, wenn wir nach diesem schneidigen Programm hier in Berlin verfahren, dann sind wir die Bande bald los.

Ein Judenprogramm? O nein! Eine falsche, eine unannehmbare, eine barbarisch-mittelalterliche Methode, wogegen wir uns seit Jahren auf das heftigste zur Wehr setzen, und zwar deshalb, weil sie erfolglos ist, weil sie den Antisemitismus diskreditiert. Aber abgesehen von Programm und Methode, Hand aufs Herz und der Wahrheit die Ehre: Ist das nicht knorke? Ist das nicht zweimal schnafte, daß solche Töne vor dem Kriege von einem verrückten Außenseiter in der Reichshauptstadt angeschlagen wurden?

Und da will man uns als brutal und blutrünstig verschreien, die wir so sanft, so demütig, so human und gottesfürchtig sind? Was würdet Ihr sagen, wollte einer von uns in diesem Stil gegen den Hebräer zu Felde ziehen? Seid dankbar, daß wir gebildete, anständige und honette Leute sind.

Aber das lassen wir uns nicht nehmen: an diesem tollen Grafen unsere helle historische Freude zu haben. Er war doch ein Kerl in seiner knochenerweichten Zeit. Ein Kerl, der Mut hatte, der auch gegen das Kaiserhaus zu Felde zog, einer, der Unsinn machte und Blödsinn schwätzte, aber uns doch tausendmal lieber ist als all die Kreaturen, die vor lauter Zartheit das Vaterland verkommen ließen.

Dieser Graf Pückler war übriggeblieben aus dem Mittelalter. Er schlug Methoden vor, die im Dreißigjährigen Krieg angewandt werden konnten, als die Menschen noch roh, gemein, brutal und inhuman waren.

Aber daß so ein Kerl sich noch einmal ins 20. Jahrhundert verirrte, das ist doch knorke: Nehmt alles nur in allem!

5. Der Fall Stresemann

Stresemann ist ein typisch deutscher Fall. Deutschland ist das klassische Land, in dem dieser Typ nicht nur vorkommen kann, sondern vorkommen muß. Stresemann ist bei Licht besehen gar keine Einzelpersönlichkeit, er ist eine symbolhafte Fleischwerdung, die menschgewordene Darstellung einer inneren Haltung, die ursächlich zusammenhängt mit dem, was man zwar nicht deutsches Wesen, aber deutsches Unwesen nennt. Gustav Stresemann ist der Typ des deutschen Bildungsphilisters, der — ob auf Pantoffeln oder in Lackschuhen, das ist dabei unwesentlich —, geräusch-, aber nicht folgenlos durch die deutsche Geschichte schreitet und die Spuren seiner Unzulänglichkeit hinter sich läßt. Vater Stresemann hat eine gute Nase gehabt, als er seinen Sohn Gustav nannte. So und nicht anders konnte jener Zeitgenosse heißen, der ein paar Jahre lang in unseres Volkes schlimmster Verfallszeit unsere außenpolitischen Geschäfte verwaltete, der Flaschenbierdoktor, der demokratische Arrivist, der emporgekommene Syndikus, der wilde Bürger, der Mann mit der fast sprichwörtlichen Geschmeidigkeit, der Inhaber des Kontos S. Gustav, jener politisierende Dilettant, den ein launisch-grotesker Zufall vom Schokoladenhandel in die hohe Diplomatie verschlug, der durch eben denselben Zufall zu einem halb willigen, halb verständnislosen Instrument von Weltmächten wurde, die er zum einen Teil gar nicht erkannte und auch nicht erkennen konnte, zum andern Teil aber gern in Anspruch nahm, um mit ihnen und durch sie die Stufenleiter der parlamentarischen Erfolge heraufzuklettern. Daß es einen solchen Typ in Deutschland gibt, das ist an sich nicht schlimm. Daß er in einem haltlosen Augenblick unserer Geschichte Außenminister des Landes werden konnte, schon schlimmer. Daß er das über 4 Jahre blieb, ohne daß die Erkenntnis seiner Wesenheit einen kleinen Teil unseres politisch denkenden Volkes überschreitet, das ist geradezu vernichtend. Das ist kein Urteil gegen Stresemann, das ist ein Urteil gegen Deutschland.

Die Politik ist eine Kunst, besser gesagt, die Politik ist Kunst schlechthin, und zwar die umfassendste und vielseitigste. Ein Staatsmann muß alles können. Das will nicht besagen, daß er die Technik der Dinge auf allen Gebieten verstünde. Aber er muß mit dem Instinkt ihr Wesen erfassen oder doch erahnen. Er gibt in allem die Richtung, den Kurs; die Technik machen seine Trabanten. Stresemann ist ein umgekehrter Staatsmann. Er kann alles und nichts. Er versteht sich auf die Menschen und nicht auf die Dinge. Er redet von ihrer Technik, aber er hat keinen Schimmer einer Ahnung von ihrer Wesenheit. Er ist das, was man einen Hans Dampf in allen Gassen nennt. Seine Fixigkeit ist erstaunlich. Es gibt keine Angelegenheit des öffentlichen Lebens, über die er nicht virtuos zu sprechen verstünde. Aber entkleidet man seine Reden ihres rhetorischen Beiwerks, dann bleiben nur schale Gemeinplätze übrig. Seine Arbeitsweise ist die: nichts, das er nicht anfinge, aber auch nichts, das er zu Ende führte. Seine

gesamte Außenpolitik ist ein einziges Ruinenfeld von zwar angeschnittenen, aber zuletzt doch ungelösten Fragen. Nur unter Stresemann war Locarno möglich. Aber auch nur unter Stresemann konnte die Veröffentlichung des belgisch-französischen Kriegsplanes gegen Deutschland so vollkommen ohne Konsequenzen bleiben.

Wenn der Parlamentarismus demokratischer Couleur nichts anderes ist als geschäftiger Müßiggang, dann hat er in Gustav Stresemann seinen Idealtyp gefunden. Stresemanns Freunde machen gern Rühmens aus der von ihnen unterstellten Tatsache, daß ihr großer Lehrmeister niemals untätig sei. Wir sind durchaus nicht abgeneigt, ihnen das zu glauben. Aber wir meinen zu wissen, daß die Tätigkeit Stresemanns derart sei, daß sie besser unterbliebe, als daß sie wirksam wird. Fleiß und Beharrlichkeit, das ist etwas. Müßiggang und Nichtstun, das ist auch etwas. Aber wo diese beiden zusammenkommen, da entsteht ein unerträgliches Gemisch von betulicher Betriebsamkeit, die immer das von hinten wieder umstößt, was sie von vorn aufgebaut hat. Das ist die deutsche Außenpolitik seit 1924. „Der Silberstreifen am Horizont" und „unsere tägliche Illusion gib uns heute", diese zwei Worte sind nicht die außenpolitischen Parolen zweier gegnerischer Lager in Deutschland, sie stammen vielmehr aus einem und demselben Munde: Stresemann.

Wenn Stresemann zur Jugend oder von ihr spricht, das ist zum Erbarmen. Es gibt überhaupt nicht zwei Dinge mehr, die weiter voneinander entfernt wären als sie und er. Trotz seiner nur 50 Jahre ist Stresemann der älteste Politiker in Deutschland. Seine Welt und die Welt der Jugend sind durch Abgründe voneinander getrennt. Aber daß er zur Jugend spricht und—so paradox das klingt—auch sprechen kann, das ist für ihn wieder außerordentlich bezeichnend. Ein Beweis auch dafür, wie gefährlich dieser Typ trotz seiner entwaffnenden Harmlosigkeit für die deutsche Gegenwart ist.

Ein frecher Jude hat kürzlich das Wort geprägt: „Stresemann ist von Geburt Berliner und von Beruf Sachse." Man soll weder dem Berliner noch dem Sachsen Unrecht tun; aber wenn man sich unter diesen beiden Menschentypen das vorstellt, was über sie durch die Witzblätter kursiert, dann ist dieses Wort wahr und richtig.

Ich kann schreiben rechts, ich kann schreiben links. Sowohl als auch. Wenn schon, dann aber. Einerseits, anderseits. Man kann auch anders. Das sind Worte, die Stresemann sozusagen nie gebraucht, die aber in der Praxis seine gesamte Wirksamkeit ausschließlich bestimmen.

In einem photographischen Atelier auf dem Kurfürstendamm hängt seine neueste Aufnahme. Da ist er zu sehen in Lebensgröße, etwas dick, etwas gelb, ein wenig verschwitzt, mit diesem unerträglichen, aufreizenden Lächeln auf den Lippen, die kleinen listigen Äuglein sorglich in Fettpolster gebettet, eine viereckige,

faltenlose Stirn, darüber eine Riesenglatze gestülpt, so steht er da, mitten unter seinen lieben Juden.

So denken wir uns den Außenminister, der einmal Deutschlands Ketten zerbricht.

Wir lüften ehrfürchtig den Hut und schleichen vorbei.

Und stehen dann lange vor einem Fenster, aus dessen Dunkel, mitten unter vielem Firlefanz, die verfallenen Züge der Totenmaske Friedrichs des Einzigen in den Abend hineinschweigen.

6. Aufgeregte Bürger

Jetzt haben wir's. Nun kommt's aber knüppelhageldick. Die Exzellenzen schlagen auf den Tisch der Republik, und der Graf fängt an, Fraktur zu reden. Das ist ein Tönchen! Den Damen im Kränzchen läuft es eiskalt den Rücken herunter, wenn sie nachmittags beim Kaffee die schwungvollen Reden dieser nationalen Herkulesse lesen. Nun wird aber der Augiasstall ausgemistet. Lange genug haben wir geschwiegen und zu allem ja und amen gesagt. Was zuviel ist, ist zuviel. Man kann uns zwingen, zu Dawes 48 unserer stolzen Knappen auf Ja zu delegieren, man darf uns auf Locarno festlegen und auf Weimar vereidigen, wir sind bereit, unbeschadet unserer monarchischen Weltanschauung das Republikschutzgesetz anzunehmen, der Verrat an der Aufwertung ist uns eine Messe wert, aber aus den Regierungssesseln herausschmeißen, daß es nur so knallt, lieblos und ohne Entschuldigung, mit einem Hohngelächter obendrein — das darf man uns nicht. Das ist niederträchtig sozusagen. Das brauchen wir uns nicht zu gefallen zu gelassen. Das ist Verrat an unseren heiligsten Idealen. Das, Bürger, muß gerochen werden. Auf, schließt die Reihen!

Volksbegehren!

Was die andern können, das können wir schon längst. Aufstehen und eine Rede halten, voll Schwertgeklirr und Wogenprall. Zwar die andern machen ein Volksbegehren und wissen, was sie wollen. Sie haben ein Ziel, und dieses Ziel verfechten sie mit der raffinierten Zähigkeit des Juden. Pardon, Kamerad, der Jude, im Vertrauen gesagt. Ja, ja, die Judenfrage, natürlich im positiven Sinne. Und schließlich muß man doch auch eine Parole haben.

Volksbegehren gegen die Verfassung, die es zuläßt, daß unsere Partei in dieser jammervollen Verfassung ist. Fahneneinmarsch gegen Weimar. Tusch! Hurra! Die nationale Opposition ist in Bildung begriffen. Schon donnert es hinter den Kulissen. Wir haben nun lange genug darauf gewartet, daß die Herren Republikaner auch für uns ein warmes Plätzchen an der Futterkrippe frei machten. Jetzt ist's genug, übergenug. Trompeter, blaset zum Wecken!

Schon wetzen die Schreiblinge in den schwarz-weiß-roten Redaktionsstuben ihre Federn, um das Vaterland zu retten. Parteien und Verbände, von denen bereits der Verwesungsgeruch eines sterbenden Liberalismus ausströmt, erheben sich noch einmal mühsam vom Sterbelager und flüstern, wie weiland der alte Attinghausen: „Seid einig, einig, einig!" Noch einmal werden die verstaubten Theaterrequisiten des bürgerlichen Patriotismus aus der Rumpelkammer herausgeholt. Die ältesten Exzellenzen takeln sich auf wie zerschlissene Fregatten zur letzten Fahrt und schleppen ihre Kalkhaufen noch einmal zu Deutschlands Ruhm vor eine staunende Öffentlichkeit. Und das Sonderbare, das Merkwürdige, das Überraschende, das Unverständliche, das kaum zu Glaubende: es geht, es geht.

Der Spießer wird aufgeregt und rast in patriotischem Rachedurst. Die ge-

schickten Regisseure des Hurrakitsches haben wieder einmal recht gehabt in ihrer Einschätzung des Wahlpöbels und des Stimmviehs. Man kann ihm alles, alles, alles zumuten. Sag heute zu Dawes ja und mach morgen einen Verein gegen Dawes auf: der Bürger glaubt Dir. Versprich heute hundertprozentige Aufwertung und sag' morgen, es wäre leider ein Irrtum gewesen: der Bürger ist Dir darum nicht gram. Schick heute ein Ergebenheitstelegramm nach Doorn und laß morgen dem ehemaligen Kaiser durch Deine Minister den Aufenthalt in Deutschland verbieten: der Bürger findet das ganz in der Ordnung.

Heute hinein in den Staat, morgen Haß und Kampf gegen diesen Unstaat. Der Bürger ist zahm, der Bürger schluckt das alles, wie morgens seine Stulle, wenn er sie in den Kaffee gestippt hat. Der Bürger nimmt das nicht so genau. Er hat für Feigheit und quallenhafte Heuchelei Verständnis — wenn es in der Familie bleibt. Er sagt ja auf Kommando und sagt nein auf Kommando. Er regt sich auf und regt sich ab, je nachdem wie es die Parteipäpste wollen. Er ist für Dawes und gegen Dawes, für Locarno und gegen Locarno, Monarchist und Republikaner, schwarzweißrot und schwarzrotgold, je nach der Konjunktur. Als Beweis genügt ein Fahneneinmarsch und ein schneidiger Tusch.

Angetreten, Ihr Bürger!

Kitzeln Sie mich, ich habe die Absicht, wild zu werden.

7. Der politische Bürger

Es geht nicht um jenen Bürger, der morgens zur rechten Zeit aufsteht, in Krieg und Frieden schimpfend seine Zeitung liest, im Büro oder Laden etwas unlustig seine Arbeit tut, abends seinen ewigen Dämmerschoppen baut, sonst aber harmlos ist und den lieben Gott einen guten Mann sein läßt. Um jenen Bürger, der sowohl als Einzelwesen wie in Massen ebenso harmlos wie ungefährlich ist und sich jederzeit bereit finden läßt, auf den Boden der Tatsachen zu hüpfen und heute das zu verbrennen, was er gestern angebetet hat. Es geht vielmehr um jenen Typ des politischen Bürgers, der sich mit unzulänglichen Mitteln, halben Charakterkräften, unvollständigem Wissen und erstorbenem, geschichtlichem Instinkt in die Bezirke der staatlichen Machtbildung hineindrängt, mitredet und mithandelt, Resolutionen faßt und Taten versäumt, lobt und verdammt, droht und kuscht, erhaben tut und feige sich drückt, wenn es darauf ankommt: es handelt sich um den politischen Bürger.

Was ist das für ein Lebewesen? Er ist der Vertreter und Repräsentant einer historischen Volksschicht, die, innerlich bereits tot, nur noch aus den letzten Zuckungen früherer Lebendigkeiten ihr Scheindasein fristet. Er hat die Auseinandersetzung um die zukünftigen Dinge so undurchsichtig und verwirrend gemacht, weil er aus Mangel an eigenen Ideen und Idealen Ideen und Ideale von neuaufbrechenden Willensbewegungen nimmt, sie zerreißt, zerfetzt, durch falschen Gebrauch abnutzt und dann hohnlachend zum alten Eisen wirft. Der politische Bürger handelt nicht nur nicht — das wäre erträglich und für ihn empfehlenswert — er hindert auch die Handelnden am Handeln. Er steht überall, wo er auftritt, im Wege, mischt sich ungerufen in die Auseinandersetzungen werdender Jugend hinein, fängt ihre Parolen auf wie fliegende Bälle, entkleidet sie ihrer zukunftsbildenden Kraft und gibt sie dann wie entwertete Münze an die Dummen weiter. Er hat den Nationalismus zum Schlagwort des Patriotismus degradiert und bietet ihn heute als Qualitätsware an. Er machte aus dem Sozialismus der Gerechtigkeit eine billige Lehre des Mitleids und der Sentimentalität und hält sie nun auf dem Markte der Jugend schreierisch feil. Er stiehlt unsere Paradoxe und macht sie zu Trivialitäten.

Der politische Bürger ist ein Hindernis auf dem Wege zur Zukunft, und deshalb muß er überwunden werden. Je klarer und eindeutiger das ausgesprochen wird und geschieht, um so besser für uns. Der Gegenbeweis des guten Willens ist auf die Dauer nicht stichhaltig, denn erstens werden mit gutem Willen keine Völkerschicksale gemeistert, und zweitens hat er den guten Willen meistens gar nicht, sondern tut nur so, als hätte er ihn, damit man ihn schone.

Der politische Bürger schmeißt sich an jede neue Machtbildung heran, weil er aus sich allein nichts vermag. Er benutzt jeden aussichtsreichen Versuch zur Zukunft als Krücke, um an ihr in die politische Arena hineinzuhumpeln. Aus

Eigenem kann er das nicht mehr, um so lieber nimmt er anderen die Kraft weg, um aus gestohlenen Energien weiter seinen politischen Tod zu galvanisieren.

Wir müssen die Augen aufmachen, denn der politische Bürger geht um. Er, der Deutschland tausendmal verriet, verkaufte und verpfändete, ist um den Lohn seines Betrugs geprellt worden. Er sucht breite Rücken, über die er zur Macht kriechen kann. Er kleidet sich in unser Gewand, um uns um so besser übertölpeln zu können. Er sagt, er wolle dasselbe wie wir, um mit uns dasselbe zu wollen, was er bisher mit allen vollbrachte, die sich von ihm mißbrauchen ließen. Aber wir glauben ihm nicht. Wir haben ihm niemals getraut. Er geht um wie ein sanftes Schaf. Aber unter dem weißen Pelz steckt ein reißender, machthungriger Wolf.

Wer 1918 kampflos die Throne verließ, hat das Anrecht auf diese Throne verloren. Wer 1923 die deutsche Revolution niederknallte, mit dem kennt die werdende Jugend keine Versöhnung. Wer 1924 zu Dawes ja sagte, dem klopfen wir auf die Finger, wenn er gegen Dawes maulficht. Wer die Fememänner in den Kerkern der Republik verfaulen läßt, der hat von uns nicht Gnade, sondern ein Gottesgericht zu gewärtigen.

Wir danken für Einheitsfronten mit der Fäulnis. Wir fühlen uns stark genug, allein zu gehen. Wenn der politische Bürger heute noch schneller läuft als wir, so ist das wie bei Kind und Greis: auch der Greis ist behender und flinker als das Kind, aber es dauert nicht lange, dann legt der Greis seine dürren Beine in eine hölzerne Kiste, und dann beginnt das Kind erst auf eigenen Füßen zu stehen.

Wir wollen nicht mit in diese Totenkiste hinein. Wir wollen aus dem Untergang des politischen Bürgertums Kräfte zu zukünftigen Aufgaben finden.

Der politische Bürger muß sterben, damit der politische Deutsche auferstehe!

8. Der Spießer

Fünf Minuten Edelquatsch

Die Frage ist nämlich die: Was macht England? Und nebenbei sind wir ja auch noch da. So leicht kann man uns doch nicht. Wir werden die Sache schon machen. Nur festbleiben, das ist der springende Pol. Bei Amerika haben wir einen Stein im Kreuz, und dann nicht zu vergessen, der Stresemann! Noch zwei Jahre, dann sind wir auf dem Berge. Es geht langsam, aber sicher wieder vorwärts. Das ist es ja: den Fehler hat Bismarck gemacht, daß er statt mit Amerika zu gehen, Schutzzölle einführte. Hätte er ökonomisch gehandelt, dann wäre alles anders gekommen. Wir hätten die Marneschlacht nicht verloren und den Krieg gewonnen. Überhaupt der Krieg: es hat an der Artillerie gelegen. Mein Vetter war Ordonnanz im großen Hauptquartier. Was der Sachen erzählt! Den müßten Sie mal hören. Der Ludendorff soll schön stillschweigen; da auf Verdun loszurennen ohne Reserven. Den U-Boot-Krieg hätte er ansetzen müssen. Aber so sind wir Deutschen ja, bei uns kommt die Einsicht immer zu spät. Es fehlten damals die Männer aus dem Volk. Die haben gefehlt. Dann wäre gar keine Revolution gekommen. Aber so! Das mußte ja schief gehen. Das konnte ja gar nicht ausbleiben. Und immer die Juden! Ich bin auch gegen die Juden. Aber mit dem ganzen Antisemitismus, das ist ja Quatsch! Die Hakenkreuzler haben gut reden. Besser machen! Die ändern auch nichts daran. Und dann immer dieser Krach. Die Hauptsache ist, daß wir Kredite kriegen. Valuta! Was heißt Valuta? Wir brauchen überhaupt keine Valuta! Was wir brauchen, das sind Rohstoffe.

Und mit dem Kaiser. Ich bin auch monarchisch bis auf die Knochen. Aber was haben wir einen Kaiser nötig! Frankreich hat auch keinen Kaiser. Es geht auch so. Wir sollen nur still sein und abwarten. Die werden das da oben schon machen. Immer diese blöde Wählerei! Das untere Volk ist ja gar nicht reif zur Politik. Ich wähle überhaupt nicht mehr. Laß sie machen, was sie wollen. Wenn ich mein Essen und abends mein Glas Bier habe, dann bin ich vollständig zufrieden. Politik? Das ist ja alles Quatsch. Arbeiten müssen wir, sonst bekommen wir plötzlich eine neue Inflation, und dann sitzen wir wieder mitten im Dreck. Warum streiken die Leute? Glauben die vielleicht, das könnte uns helfen? Warum wird dagegen nicht eingeschritten? Wofür haben wir eine Polizei? Da muß ein Ende gemacht werden. Wenn wir die ökonomische Grundlage nicht steigern, dann hat alles Reden keinen Zweck. Uns fehlen die Zölle. Da liegt die Frage. Entweder — Oder. In der Beziehung kenne ich keine Kompromittierung. Das Brot muß billiger werden. Sonst haben wir in einem Jahr wieder Krieg. Ja, die Sache ist nicht so einfach. Man darf das Kind nicht in den Brunnen werfen. Wenn die Massen keine Vernunft annehmen, dann wird aus Deutschland nichts mehr. Politik allein macht es auch nicht. Steuern erhöhen kann jeder. Aber bezahlen, das müssen w i r. Und da frage ich Sie, wo sind die

zwei Milliarden geblieben? Auch futsch! Ist das nun eine Inflation oder nicht? Wohnungen werden auch keine gebaut. Wer hat den Vorteil davon? Die Kommunen! Oder wir vielleicht?

Was uns noch retten kann, das ist ein Mussolini. In Deutschland muß mit starkem Besen gehandelt werden. Sonst läuft die Schweinerei nie zu Ende. Wenn jeder mitquatschen darf, dann soll der Teufel die Wirtschaft retten können. Frankreich, Italien und Belgien, das sind unsere natürlichen Bundesgenossen! Warum fährt der Stresemann nach Dawes und unterschreibt? Der sollte man lieber die Steuern heruntersetzen. Aber für das Volk, da denken die nicht daran. Das ist die Sache! Da kann auch der Hitler nichts dabei machen. Wenn der oben säße, dann würde es auch genau so bleiben wie jetzt. Wir sind doch immer die Dummen. Und gibt man gute Ratschläge, dann soll man die Schnauze halten. Die Karre in den Dreck fahren, das kann jeder. Aber für das Volk sorgen, das ist die Kunst. Das Beste ist, man hält sich ganz draus.

Grand mit Vieren! Schneider angesagt!

Prost!

9. Alte Esel

Wäre ich ein Fürst, so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen sind, und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleise langsam, gemächlich fortgehen, wobei dann freilich nicht viel Gescheites zutage kommt. Junge Männer wollte ich haben — aber es müßten Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Wollen und edelsten Charakter. Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen."

So sagt Goethe in seinem bekannten Gespräch mit Eckermann über Napoleon. Kluge und treffliche Worte, von allgemeiner ewiger Wahrheit. Sie galten zu Goethes Zeiten, wie sie heute richtig sind und ewig richtig bleiben werden. Und auf keine politische Gruppe passen sie zur Zeit so wie auf uns.

Man hat uns bei Beginn dieses Reichstags als kleinste und wohl auch unangenehmste Oppositionsgruppe im Plenum dieses Hohen Hauses auf die letzten Plätze gesetzt, ganz am Ende des Saales, wo man nichts sieht und nicht gesehen wird, nichts hört und nur durch das Sprachrohr der vorgehaltenen Hände, das wir dann auch fleißig zu benutzen pflegen, gehört wird. Das hat neben mancherlei Nachteilen auch den einen Vorteil, daß man in der Regel gezwungen ist, die erlauchten Vertreter des deutschen Volkes von hinten zu betrachten. Da sehen sie meist ganz anders aus als von vorn. Das gespreizte Arrivistentum der glatten, blaurasierten Visagen tritt hier nicht in Erscheinung. Die Vollbärte zeigen sich nur dem erhaben thronenden Präsidium. Von hinten sieht man nur Glatzen, nichts als Glatzen. Eine wie die andere. Quer durch die Parteien, von einer belustigenden Regelmäßigkeit. Ein Anblick für die Götter.

Und prellt mal einer von uns vor, aus Ungeduld, Wut und Zorn, rennt den schmalen Korridor herunter bis an die Regierungsestrade und schmettert seine schneidenden, höhnischen und niederträchtigen Zwischenrufe in die satte Geruhsamkeit dieser greisenhaft dahinwelkenden Impotenz, dann klappern die falschen Gebisse, dann rauschen die Bärte, dann wackeln die grauen Häupter, und dem Unglücklichen schallt aus hundertfachem Munde der letzte Verteidigungsschrei einer sterbenden Welt entgegen:

„Maul halten! Das versteht ihr nicht, da seid ihr zu jung dazu!"

In der Tat, eine etwas merkwürdige, von keinerlei Logik und Überzeugungskraft belastete Beweisführung! Was heißt es schon, alt werden? Niemand wird den Rat der Erfahrung in den Wind schlagen, wenn er sich paart mit Mut, Kühnheit und Energie. Auch ein alter Mann kann ein Jüngling in seinem Herzen sein; aber dann wird er niemals der Jugend, wo auch immer sie sich in Überschwang und Leidenschaft zu Wort meldet, vorwerfen, daß sie jung oder zu jung sei. Alter allein hat nur wenig Überzeugendes an sich, und wir werden uns

niemals der landläufigen Meinung anbequemen, daß aus einem jungen Strohkopf nur durch die Jahre ein alter Aristoteles hervorsprieße. Wer dumm auf die Welt kam und kaum etwas dazu lernte, aus dem kann nur ein alter Esel werden. Daran ändern nichts die Haare und nichts die Jahre.

Und die Tatsache bleibt bestehen und wird von keinem, der den Betrieb kennt, mehr geleugnet: Deutschland wird heute von seinen Greisen regiert, und zwar von seinen feigsten und dümmsten. Die Jugend ist von der Gestaltung unseres Volksschicksals ausgeschlossen. Der Glatzkopf und der Rauschebart geben den Ton an, und wir Jungen sind die Dummen und haben das Nachsehen.

Für diesen Zustand fehlt jede politische und moralische Berechtigung. Wenn schon in geruhigen Zeiten der vorwärtsdrängenden Jugend ein möglichst geräumiges Feld freier Betätigung in der Politik eingeräumt werden muß, will man nicht die aufschießenden Kräfte wahren Volkstums allmählich in der Greisenhaftigkeit verdorren lassen, wieviel mehr kann und darf man diese Forderung erheben in einer Zeit, in der Altäre gestürzt und Werte umgewertet werden, in der ein ringendes Geschlecht nach neuen Inhalten und Wesenheiten sucht, die Aufbruch und Anbruch zugleich sind.

Niemand von uns redet der Jugend das Wort, bloß weil sie jung ist. Aber deshalb gerade fühlen wir uns auch verpflichtet, unrechtmäßige und überhebliche Ansprüche des Alters zurückzuweisen, die sich lediglich auf die Jahre berufen möchten. Junge Männer wollen wir an der Spitze Deutschlands sehen, aber es müssen, wie Goethe sagt, Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet und dabei vom besten Wollen und edelsten Charakter. Die Alten haben nun in zehnjährigem Versagen bewiesen, daß sie die Dinge nicht meistern können. All' ihre Weisheit und Erfahrung hat es nicht verhindern können, daß das Vaterland vor die Hunde ging und das deutsche Volk heute hoffnungslos und verzweifelt vor seinen zerbrochenen Idealen steht. Nicht wir Jungen tragen die Schuld, daß es soweit kam, denn wir waren ja unterdes ausgesperrt von Politik und Regierung, wurden verlacht und verspottet als zu grün und unerfahren, und wo wir aufbegehrten, schlug man uns mit dem Knüppel über den Kopf oder steckte uns in die Kerker der Republik.

Das muß ein Ende haben! Immer vernehmlicher soll unsere aufrüttelnde Stimme erschallen. Immer klarer und unabweisbarer wollen wir unsere Forderungen anmelden! Stellt Euch zum Kampf! Widerlegt uns oder macht Platz! Wir haben keine Lust, aus falscher Pietät die Zukunft unseres Volkes zu verspielen. Entweder Ihr zeigt, daß Ihr noch zu fechten versteht für Eure Ideale, die nicht die unseren sind, oder Ihr müßt Euch schon gefallen lassen, daß wir Euch so nennen, wie Ihr's verdient:

Alte Esel!

10. Peinliche Fragen

An den denkenden Arbeiter im Roten Frontkämpferbund

Wir haben eine erste, eine zweite, eine dritte und eine vierte Internationale. Wir haben die S.P.D., die U.S.P.D., die K.P.D. und den Leninbund. Alle diese Gruppen stehen auf dem Boden des Marxismus. Sie lehnen die Rasse, den Persönlichkeitswert und die Schicksalsgemeinschaft eines Volkes ab. Sie wollen die Zertrümmerung aller nationalen Bindungen und über die Landes- und Volksgrenzen hinweg die Solidarität des Weltproletariats. So fein ausgeklügelt diese Idee theoretisch ist, so wenig hat sie sich in der Praxis durchzusetzen vermocht, und zwar weil sie erdacht und nicht gewachsen ist. Nur in Deutschland hat man zeitweilig versucht, ihr auch praktisch Gestalt zu geben. Die Folge davon ist, daß Deutschland wie kein anderes Land versklavt und dem Feind der ehrlichen Arbeit tributpflichtig ist. Statt nun wenigstens im eigenen Volk ein klassisches Beispiel proletarischer Solidarität zu geben, schlagen sich die einzelnen marxistischen Gruppen gegenseitig tot.

Glaubst Du angesichts dieser Tatsachen noch im Ernst daran, daß aus dieser vollkommenen Verwirrung einmal die Weltversöhnung kommt, und bist Du bereit, auf diesem schwankenden Glauben Deine Hoffnung auf eine Befreiung des Arbeitertums zu begründen?

In Deutschland hat die K.P.D. monatelang den Kampf für die Freiheit der unterdrückten Kolonialvölker gekämpft. Gut und ehrenhaft! Ihre wirksamste Parole lautete: China den Chinesen! Glaubst Du, daß es in China auch nur *einem* Menschen einfiele, „Deutschland den Deutschen!" zu rufen? Und kannst Du mir einen Grund angeben, weshalb wir uns verpflichtet fühlen sollen, für die Freiheit Chinas einzutreten, wenn in China kein Mensch auch nur im entferntesten daran denkt, ein gleiches für Deutschland zu tun?

Du sagst: der Jude ist auch ein Mensch. Nebenbei bemerkt hat das nie jemand von uns bezweifelt. Wir haben nur bezweifelt, daß er ein *anständiger* Mensch ist. Daß es weiße Juden gibt, das wissen wir so gut wie Du. Vielleicht aber hassen wir sie viel tiefer als Du, da wir auf Grund unserer Einsicht in die Wesenheit des Judentums die ganze abgrundtiefe Schuld und Verworfenheit des Judenknechts, den Du „Weißer Jude" nennst, erkannt haben. Aber, daß Du diese Abtrünnlinge unseres eigenen Volkstums gerade *so* nennst, das beweist schon, daß Du unter Jude-sein etwas Minderwertiges verstehst. Mit Recht! Der Jude ist nicht produktiv, sondern händlerisch veranlagt. Er schafft nicht Werte, er verhandelt sie nur. Du siehst ihn nie am Schraubstock, nie im Bergwerk, nie als Straßenbahnführer und nie als Hofkehrer. Er sitzt nur in den Bankkontoren, in den Handelshäusern, in den Theaterbüros und in den Redaktionsstuben.

Warum machst Du Dich zu seinem Beschützer, duldest ihn als Führer, glaubst ihm mehr als zehn ehrlichen Deutschen und bekämpfst uns, nur weil er es so will?

Der Sozialisierungsversuch in Deutschland endete mit der Verschacherung der deutschen Eisenbahn an die Welthochfinanz. Der Sozialisierungsversuch in Rußland endete mit der Wiedereinführung des Privatkapitalismus, der Hereinnahme amerikanisch-jüdischer Kredite nach Rußland und der Überlassung von Grund und Boden an den Bauern als Privateigentum durch Lenin. Der Sozialisierungswille der breiten Massen Produktionszweigen gegenüber, die noch der persönlichen Schöpferkraft bedürfen, ist nichts anderes als der irregeleitete Wunsch auf Mitbeteiligung am Besitz. Der Arbeiter will — mit Recht — selbst besitzen, weil er auch selbst schafft. Kein vernünftiger Mensch kann sich heute mehr diesem gerechten Willen entgegenstemmen. Wo man jedoch versucht hat, ihm durch sinnlose marxistische Experimente Genüge zu tun, da sind diese Versuche immer mit grenzenlosem Elend der arbeitenden Menschen bezahlt worden.

Warum willst Du heute noch eine falsche Sozialisierung, die den Juden fett und Dich mager macht, anstatt gerechten und erfüllbaren Anteil am Nationalbesitz Deines Volkes zu fordern, daraus aber auch zu folgern, daß dieser Nationalbesitz, da er uns restlos verlorengegangen ist, vom ganzen Volk wiedererobert werden muß?

Zwei Klassen, so sagst Du, stehen sich ewig feindlich gegenüber: der Bürger und der Proletarier. Dabei ist das Bürgertum schon bis in seine Spitzen hinein vollkommen verproletarisiert, und über dem ganzen ausgeplünderten Volk herrscht eine kleine Klique von bewußten Betrügern und deren bezahlten Bütteln. Trotzdem fährst Du fort in Deinem Kampf gegen die Bürgerklasse, bringst dabei Dein Volk zum Ausbluten, sicher nicht zum Leidwesen Deiner und unserer Unterdrücker.

Warum machst Du nicht Schluß mit dem Klassenkampf und proklamierst den Volkskampf?

Es gibt Leute, die geben offen zu, daß sie Kapitalisten sind, Börsenbarone, Geldfürsten, demokratische Zeitungsschieber und ähnliches Gelichter. Daneben gibt es auch Idealisten, die bemühen sich wenigstens — das wirst Du nicht leugnen können — Sozialisten zu sein. Das sind wir!

Warum schlägst Du uns den Schädel ein und tust so, als wohnten auf dem Kurfürstendamm lauter Engel?

Antwort!

11. Kütemeyer

Eines Tages kommt er auf die Geschäftsstelle und fragt, ob er etwas mitarbeiten dürfe. Er sei erwerbslos, lebe mit seiner Frau schlecht und recht von der Arbeitslosenunterstützung und stelle gern Zeit und Kraft der Partei zur Verfügung. Man nimmt ihn an, still und bescheiden setzt er sich an den ihm zugewiesenen Platz, redet kaum, macht nicht ein kleines Aufsehen von sich und seinem freiwilligen Dienst, und nach vier Monaten hat er in emsigem Fleiß die durch Verbot und Verfolgung vollkommen durcheinandergeratene Kartothek wieder in Ordnung gebracht.

Morgens kommt er als erster, und abends geht er als letzter. Der Gruß beim Kommen und Gehen ist fast das einzige, was er am Tage sagt. Gerate ich durch einen Zufall in seine Abteilung hinein, dann springt er von seinem Platz auf, steht stramm, schüttelt mir die Hand und ist gerührt und schüchtern wie ein Kind.

Er diente draußen an der Front als tapferer Feldsoldat. Nach dem Kriege wurde er Kaufmann, die Inflation warf ihn aus Brot und Beruf; er ging aufs Land als Arbeiter, verlor dann durch seine politische Propaganda Dach und Nahrung, kam zurück in die Stadt und reihte sich schweigend ein in die Armee der drei Millionen, die heute schon in Deutschland zu viel sind.

Am Abend vor einer Hitlerversammlung: er geht mit Kameraden los zum Plakatkleben. Bis zum Morgengrauen ist er auf den Beinen. Todmüde kehrt er heim. Seine treusorgende Frau zwingt ihm drei Stunden Schlaf ab, dann steht er wieder zum Dienst bereit.

Heute klopft das Herz zum Zerspringen. Das bleiche, abgehärmte Gesicht überfliegt eine jähe Röte, wenn er daran denkt, daß er am Abend zum erstenmal seinen Führer sehen und hören soll. Um 5 Uhr tritt er an zum Kassendienst im Sportpalast. Als er sich von der Geschäftsstelle verabschiedet, fragt er in einer dumpfen Ahnung einen Kameraden: „Wer wird wohl der nächste sein, den wir beerdigen?"

Als ich gegen 6.30 Uhr zu kurzer Kontrolle in den Sportpalast komme, sehe ich ihn am Schalter hantieren. Ich kann mich nicht erinnern, ihn vorher einmal lachen gehört zu haben. Jetzt lacht er. Das ganze Gesicht verklärt eine einzige große Freude. Er ruft mir noch etwas nach, das ich im Trubel nicht verstehe.

Um 8.15 Uhr sagt ihm der Kassenverwalter: „Kütemeyer, Sie haben Hitler noch nicht gehört, rechnen Sie schnell ab, und dann marsch in den Saal." Er rechnet ab. Auf den Pfennig genau. 420,40 Mark. Nun noch die Quittung, und dann weg. In die hinterste Reihe klemmt er sich, denn alles, alles ist drückend voll. Da steht er zwischen Tür und Angel, erlebt den Jubelsturm, als Hitler den Saal betritt, hört mit klopfendem Herzen dieses aufpeitschende Evangelium des jungen Deutschland, und am Ende erhebt er sich mit den 16 000 anderen

und singt mit Tränen in den Augen: „Deutschland, Deutschland über alles, und im Unglück nun erst recht."

Wer wollte es ihm verargen, daß er in dieser Hochspannung der ergriffenen Gefühle noch nicht in die Dürftigkeit seines kargen Lebens zurückkann. Zwei Stunden sitzt er mit den Kameraden in freudig erregten Debatten zusammen. Dann will er heim zu seiner Frau, die gleich nach Schluß der Versammlung nach Hause gegangen ist.

An einer Straßenecke wird er angepöbelt. Er wehrt sich. Mit zwanzigfacher Übermacht schlägt man ihn nieder. Das Gesicht wird ihm im Nu zu einem blutigen Ecce-Homo zerquetscht; das Nasenbein gebrochen, die Augen blutunterlaufen, die Lippen zerrissen, so wankt er langsam, von seinen Kameraden nunmehr endgültig abgedrängt, dem stillen Ufer zu. Dort hofft er in der Dunkelheit der blutrünstigen Meute zu entkommen, vielleicht auch einen seiner Kameraden, die man wie ihn gleich gehetztem Wild einzeln durch die Straßen treibt, wieder zu treffen.

Durch die Regennacht stößt das Fauchen einer Autotaxe. Vollbesetzt mit rotem Blutgesindel. Hämisch grinst der Fahrer und gibt Vollgas. Unten am Ufer pürschen sie ihn auf, wie ein angeschossenes Wild. Dort lehnt ein bleicher Mann am Geländer, das Gesicht zu blutigem Brei zerquetscht. Los auf den Hund! Ein paar Schläge mit Eisenstangen auf den Kopf, daß er ganz bewußtlos wird, angepackt, übers Geländer mit der Kanaille, hinein in den Kanal! Ist er schon tot, oder stirbt er jetzt?

Man hört laute Hilferufe, während die Autotaxe davonrast. In den kalten, kalten Wellen geht ein Deutscher unter. Es ist nur ein Arbeiter. Was gilt das? Einer weniger von drei Millionen.

Morgens um 6 Uhr wird die Leiche geländet. In seiner Tasche findet man eine Mitgliedskarte und Propagandazettel der Partei. Sonst nichts. Kein Geld, keinen Dolch, keine Pistole. Nur Zettel, auf denen der Name Hitler steht. Der Beamte der Partei, der ihn zuerst im Schauhaus sieht, kennt ihn kaum wieder, so zerquetscht ist sein Gesicht.

Um 4 Uhr nachts wacht seine Frau auf. Es ist ihr, als hörte sie ihren Mann „Mama, Mama!" rufen. Das war die Stunde, in der er starb.

„Selbstmord! Unfall! Betrunken! Ertrunken!" stammelt die Journaille.

Die Polizei faselt von einem bedauerlichen Fehltritt am Ufer. Ein todwunder Mensch ist über ein meterhohes Geländer gefallen. An der Spitze dieser Polizei steht ein Jude. Der Tote ist nur ein deutscher Arbeiter.

Die Mützen ab und die Fahnen in Trauer gesenkt! Aber nur einen Augenblick! Dann schnallt die Sturmriemen herunter und beginnt im Werk der Rache an den Vernichtern unseres Volkes. Arbeiten, Kameraden, arbeiten!

Auch dieser Tote hat ein Recht zu fordern.

12. Adolf Hitler

Es ist das Wesen des Genies, das Große und Notwendige zu schauen, während das Talent es nur zu erkennen vermag. Das Genie bringt meist e i n e n fundamental-schöpferischen Gedanken hervor und wandelt ihn in den mannigfaltigsten Formen ab. Das Talent fördert viele gute Ideen zutage, aber sie sind fast ausnahmslos schon irgendwo und irgendwann einmal gedacht worden. Zum Genie gehört das Neue, das Schöpferische, die Überschwenglichkeit und die Unbedingtheit. Das Talent begnügt sich mit dem Auch-Gelten. Es ist nicht einmalig, nicht zeitlos, nicht ewiggültig in seiner Wirksamkeit wie das Genie. Werke des Talents sind Ergebnisse von Fleiß, Ausdauer und Begabung. Das Genie ist selbstschöpferisch allein durch die Gnade.

Im Instinkt wurzelt die tiefste Kraft des wahrhaft großen Menschen. Er vermag manchmal nicht einmal zu sagen, warum alles so ist. Er begnügt sich damit: es ist so. Und dann ist es so. Was Fleiß und Wissen und Schulweisheit nicht zu lösen verstehen, das kündet Gott durch den Mund derer, die er auserwählt hat. Genie auf allen Gebieten menschlicher Wirksamkeit ist Berufung. Der schöpferische Dämon zwingt den großen Menschen so zu sein und zu handeln, wie er ist und handelt, und damit bringt er dann sein Gesetz zur Erfüllung.

Wenn Hitler spricht, dann bricht vor der magischen Wirkung seines Wortes aller Widerstand zusammen. Man kann nur sein Freund oder sein Feind sein. Er scheidet die Warmen von den Kalten. Aber die Lauheit speit er aus aus seinem Munde. Es gibt Menschen, die ihn zum erstenmal als seine glühendsten Gegner hörten und nach zehn Minuten waren sie seine leidenschaftlichsten Anhänger. Er ist der große Vereinfacher, der mit wenigen Worten von den zerrissenen Problemen der deutschen Gegenwart das Beiwerk abstreift und sie in ihrer ganzen herben, nackten, unerbittlichen Grausamkeit zeigt. Vor ihm kann keine Phrase bestehen. Was gilt das alles noch, internationaler Pazifismus, Weltfrieden und Völkerbund, wenn er spricht? Die Novemberkaiser von Deutschland haben schon gewußt, warum sie diesem Mann das Reden verboten. Von ihnen aus gesehen, paßt auf Hitler das Wort, das einmal Robespierre über Marat sagte: „Der Mann ist gefährlich, er glaubt, was er sagt."

Das Volk hat ein feines Empfinden dafür, ob man es ehrlich mit ihm meint. Der Nationalinstinkt läßt sich auf die Dauer nicht darüber hinwegtäuschen, wenn ein Mann oder eine Bewegung anders spricht als sie handelt, anders redet als sie denkt. Bei Hitler steht das außer allem Zweifel. Man lehnt ihn kategorisch ab, oder aber man sieht in ihm allein noch die Möglichkeit einer Wiederaufrichtung des Reiches. Aber niemand hat ihn je gehört, der nicht bis ins Innerste davon überzeugt wurde, daß er selbst an die von ihm vertretene Weltanschauung glaubt.

Das ist das Geheimnis seiner Kraft: sein fanatischer Glaube an die Bewegung und damit an Deutschland. Man mag ihm heute entgegenhalten, daß das was er sagt, Selbstverständlichkeiten seien. Aber leider ist ihr genaues Gegenteil heute in unserer Politik selbstverständlich. Warum kommt denn in Deutschland niemand auf den Gedanken, seine Selbstverständlichkeiten in die Praxis zu übersetzen?

Zum Staatsmann gehört dreierlei: die Gabe, instinkthaft zu schauen, die Gabe, diese Schau dem Außenstehenden erkenntlich zu machen, und die Gabe, sie in politische Machtwerte umzusetzen. Der Staatsmann muß zugleich Erkenner, Redner und Organisator sein. Diese drei Gaben finden wir bei Hitler. Deshalb ist seine Propaganda heute schon mehr als Rede. Sie ist Politik, auch wenn er in der Opposition steht. Sie ist der Mittler zwischen Erkenntnis und politischer Gestaltung. Erkennen mögen viele, organisieren noch mehr, aber aus einer schicksalhaften Erkenntnis durch die Gewalt des Wortes politische Zukunftswerte aufbauen, das kann heute in Deutschland nur er. Viele sind berufen, aber wenige nur auserwählt. Wir alle sind unerschütterlich davon überzeugt, daß er ihr Wortführer und Wegweiser ist.

Darum glauben wir an ihn. Über seiner mitreißenden menschlichen Gestalt sehen wir in diesem Mann die Gnade des Schicksals wirksam sein und klammern uns mit all unseren Hoffnungen an seine Idee und damit verbunden an jene schöpferische Kraft, die ihn und uns alle vorwärts treibt.

Zur Zukunft!

Mjölnir:
Aus unserer Zeichenmappe

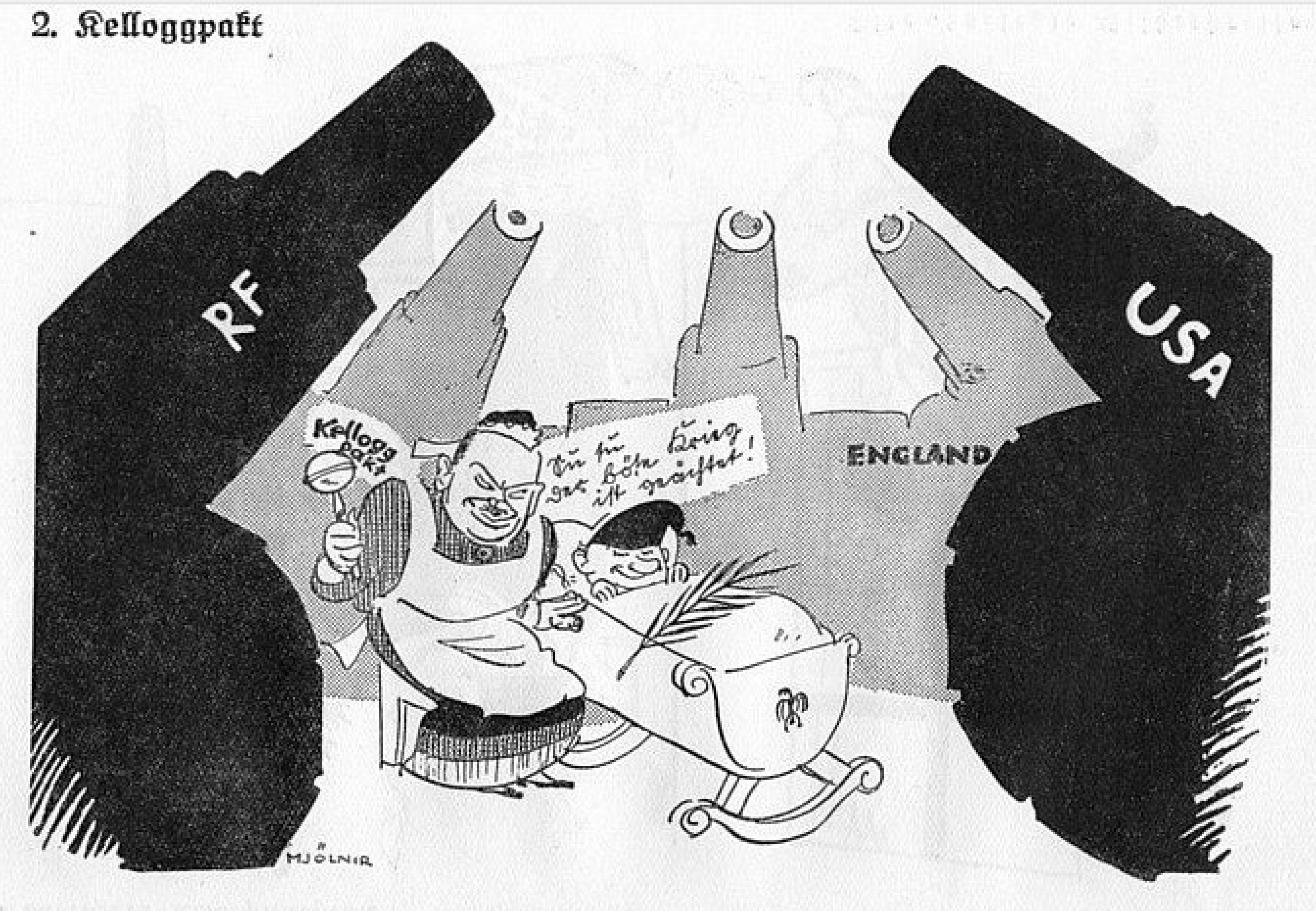
EIN POLITISCHER BILDSTREIFEN

1. Michels Weihnachten



Alte abgelegte „Silberstreifen"

2. Kelloggpakt



„Schlafe, mein Kindchen, schlaf ein . . .“

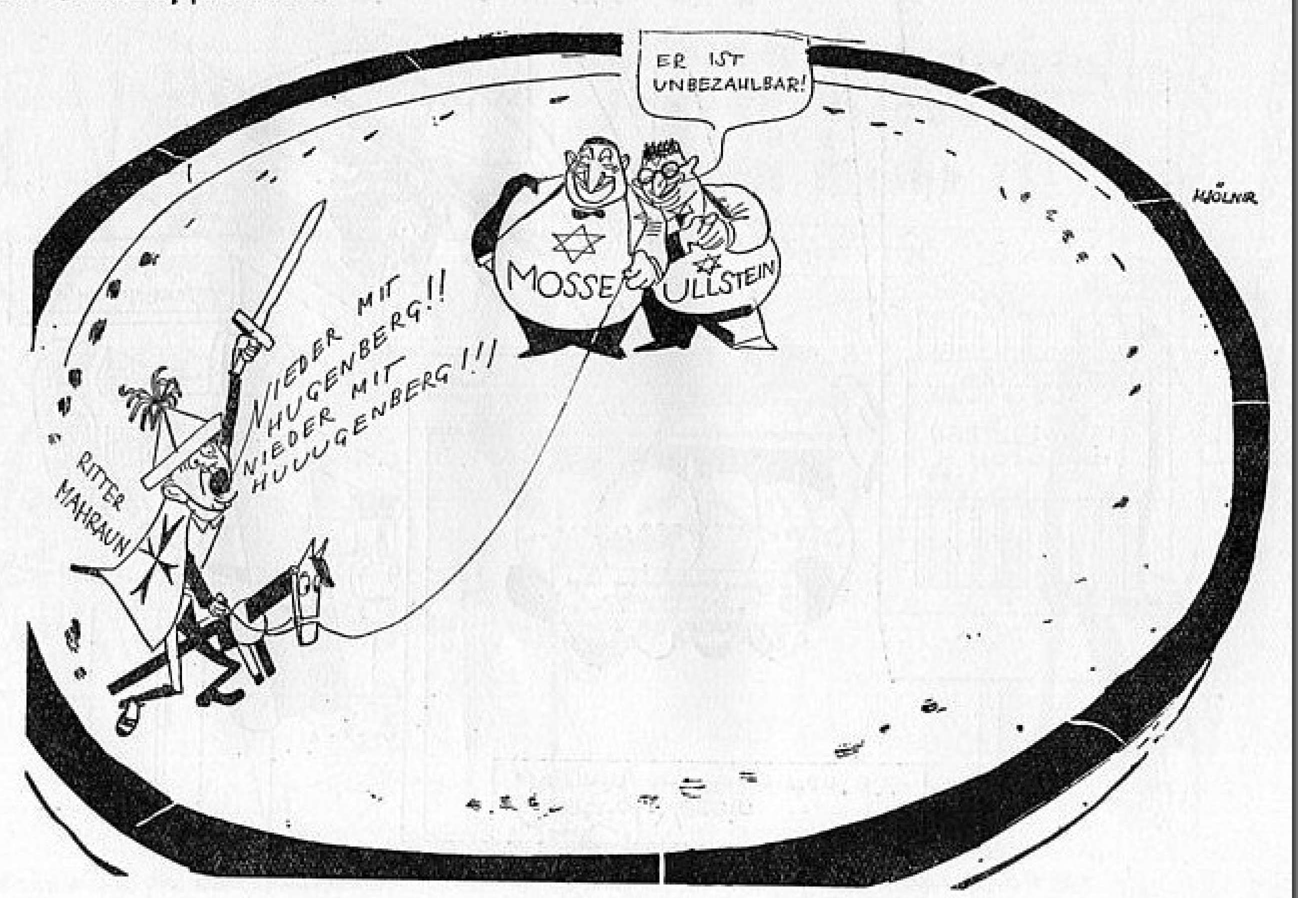
3. Michel, der alte Narr



4. Das Geduldspiel

PARLAMENTARISMUS

5. Der Steckenpferdreiter





6. Aus unserer Schreckenskammer

7. Eine schmierige Rasse

Vorwärts
Der Junker!
Morgenpost
Volks Zeitung
Krautjunker
Agrarier
Berliner Tageblatt
Landbund-hetze!
ULK
Vossische Zeitung
ie Agrarier!
Achtung Landwirte!
SONDER ANGEBOTE ZUR
Grünen Woche !!!
Was der Landwirt braucht
Für die Herren Landwirte!
Grüne Woche
GRÜNE WOCHE

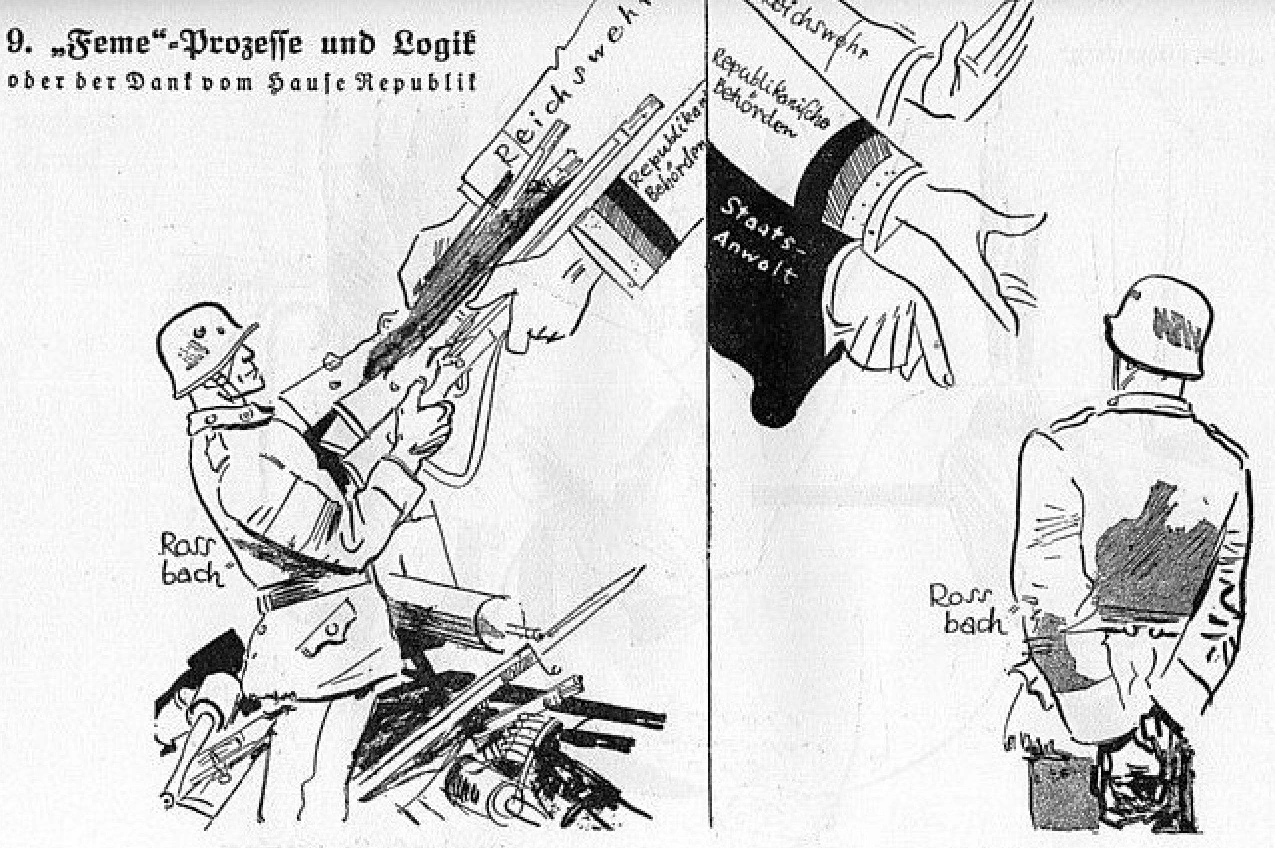
Ein echter Jud' mag keinen Junker leiden — doch seine Taler nimmt er gern

8. Die Dummen werden nicht alle



Arbeiter- und Mittelstandsgroschen bauen Paläste des Warenhauskapitals

9. „Feme"-Prozesse und Logik
oder der Dank vom Hause Republik



In Polennot 1923
Hier sind die Waffen gegen die Polen!
Natürlich mit allen Mitteln geheimhalten!

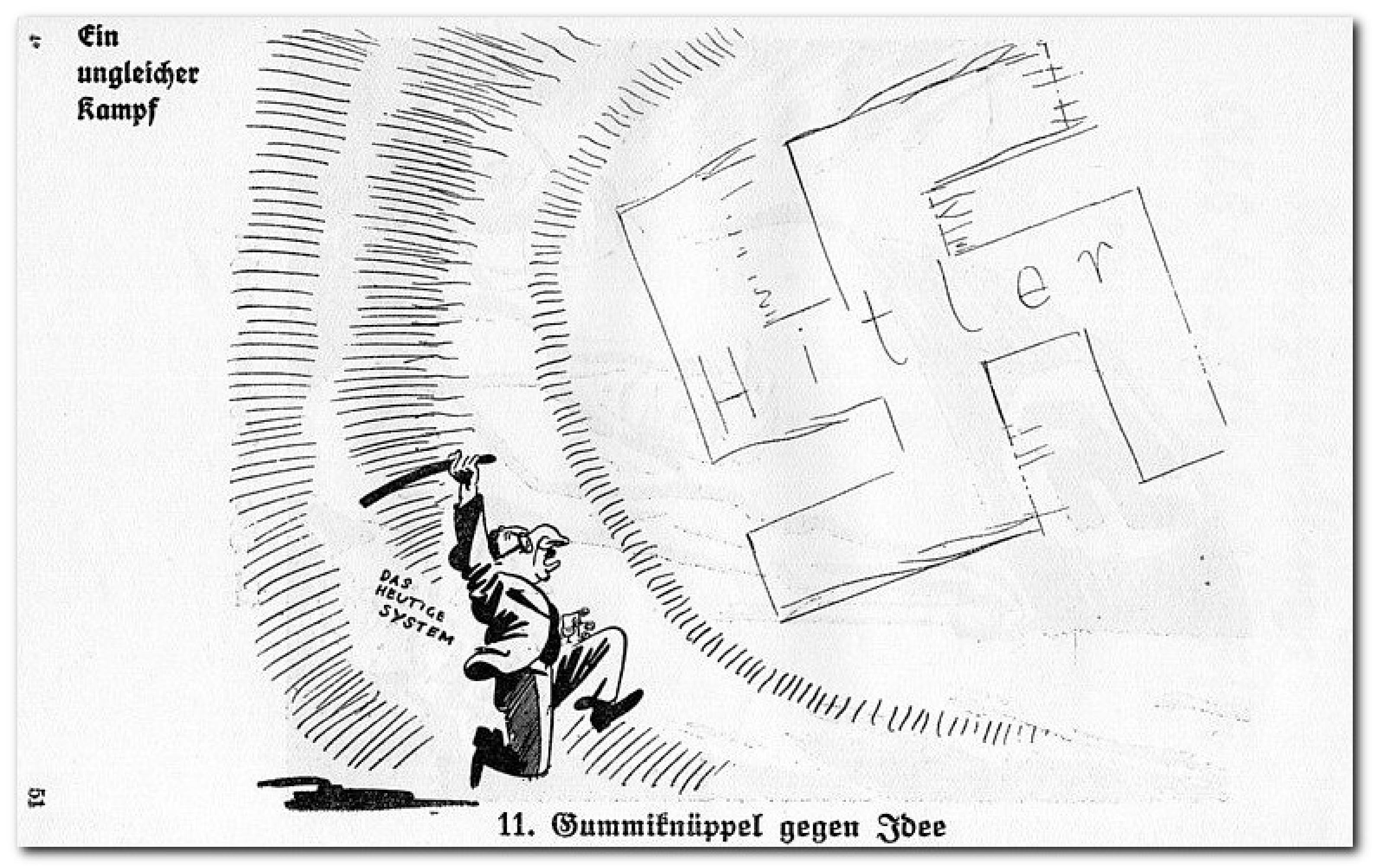
1928/29
Auf Geheimhaltung der Waffen mit allen Mitteln
Zuchthaus und Todesstrafe

10. Das Kürbisgehirn von Schleswig-Holstein



„Ausplündern lassen!"

Ein ungleicher Kampf



11. Gummiknüppel gegen Idee



12. Ihr zwingt uns nicht!

Kriegserklärung: Aus der Asphaltwüste

POLITISCHE KETZEREIEN

1. „Deutschtum" im Auslande

Zufällig erhielt ich den Ausschnitt aus einer französischen Provinzzeitung, dessen Inhalt sich mit dem Fall Hanau-Bloch befaßte. Man kennt ihn in großen Zügen aus der Tagespresse. Frau Hanau und ihr zweiter Ehegatte, Herr Lazarus Bloch, haben in Paris einen ähnlichen Schwindel inszeniert, wie Sally Bergmann ihn in Berlin verübte. Durch Versprechung von Zinssätzen „von 40 Prozent an aufwärts" lockten sie für irgendwelche Schwindelunternehmen Dumme ins Garn, schlugen in einer eigenen Zeitung, die den hübsch doppelsinnigen Titel „Gazette du Franc" führte, (was sowohl auf den Franken als Geld, als auch auf den Franken als Volksstamm hinweist) gewaltig die Reklametrommel, rissen, um ein Loch zu stopfen, ein Dutzend neue auf und machten schließlich eine Millionenpleite, die die gläubigen Schäflein ihrer Kundschaft viel Geld kostete.

D s wäre alles weiter nicht besonders bemerkenswert, denn derlei Vorkommnisse werden sich wiederholen, solange wir die heutige, auf den Wucherzins aufgebaute Geldleihe als Wirtschaftsgrundlage haben.

Bemerkenswert ist aber dies:

Die in Rede stehende französische Provinzzeitung erzählt ihren Lesern eindringlich und offenbar guten Glaubens voll, Madame Hanau und ihr Kumpan Bloch seien Deutsche gewesen, und da könne man wieder einmal sehen, welch eine gewissenlose, raffgierige Bande diese Deutschen darstellten, die nach Frankreich kämen, um den dortigen armen Rentnern ihre sauer ersparten Centimes abzugaunern.

Ist es nötig zu sagen, daß die Hanau und der Bloch ebensowenig Deutsche sind, wie ein Dahomey-Neger Franzose ist, sondern daß sie Juden sind, Juden, nichts weiter?

Es ist nicht nötig, weil es zwecklos ist. Die wohldressierte, durch jahrzehntelange „demokratisch"-freimaurerische Regierung verseuchte Presse Frankreichs wird niemals in diesem Sinne der Wahrheit die Ehre geben. Für sie sind Madame Hanau und Bloch „Franzosen", wie sie ja auch den Dahomey-Neger als Franzosen ansieht, wenn er die französische Staatsangehörigkeit erworben hat; das französische Volk aber, die französische Provinz, die sich immerhin noch soviel klares Empfinden bewahrt haben, daß sie einsehen, ein Franzose könne weder Bloch noch Hanau heißen, stempeln sie zu Deutschen. Es ist schon immer so gewesen: da die meisten, vor allem die aktivsten und gerissensten Juden in aller Welt deutschklingende Namen haben, wird eben in aller Welt jüdisches Wesen, werden jüdische Untaten dem Deutschtum in die Schuhe geschoben.

In Paris hat soeben ein ehemaliger Minister, mit Namen Klotz, auch ein Jude, Wechsel gefälscht, wie das von Zeit zu Zeit in jeder gutgeleiteten „Demokratie" vorkommt. In Wien ist die größte bisher existierende Scheckschwindler-

bande, die ganz Europa unsicher machte, aufgehoben worden; dort hatte die Bande ihren Hauptsitz, da Wien seit der Revolution das Dorado aller Schieber ist. Es handelt sich um die Herren Friedländer, Selig Drillmann, zwei „Polen" namens Alster und Goldstaub, einen Kaufmann Ephraim Bienstock und einen Agenten mit Namen Dukas.

Wann — wann endlich wird es sich herumgesprochen haben, daß das Deutschtum für alle diese Leute so wenig verantwortungsvoll gemacht werden kann, wie etwa dafür, daß ein Schakal eben ein Schakal ist und bleibt und ein Aasgeier eben nie etwas anderes fressen wird als Aas, — bis an das Ende aller Dinge?

2. Ein Stündchen Geographie

Die jüdische Presse hat bekanntermaßen die Bildung gepachtet. Wer's nicht glaubt, lasse sich von der „Textil-Zeitung" belehren, allwo in der Nummer vom 28. September zu lesen steht: „Das Schiff landet in La Paz, der Hauptstadt Boliviens; der Schwarm der Journalisten ergießt sich an Bord." Möglich, daß der Typ des rasenden Reporters schon die bolivianischen Gefilde mit geistigem Guano bekleckert; aber an Bord können sich die Herren vom großen Geschrei in diesem Falle nicht gut ergossen haben; sintemalen La Paz, Boliviens Hauptstadt, ein paar hundert Kilometer landeinwärts mitten im Hochgebirgsland der Kordilleren gelegen ist.

Wenn man vom Schreibtisch aus Reiseberichte schreibt, können solche Irrtümer natürlich einmal passieren. Erstaunter waren wir schon über die neuen ethnologischen Erkenntnisse, die uns die „Rote Fahne" vom 21. Oktober vermittelte. Da ist in einem Aufsatz, der aus Gott allein weiß welchen Gründen „Zwei Millionen Volt" heißt, zunächst einmal von Tirolern die Rede. Worauf der geneigte Leser bildlich beim Genick gepackt und ins Hochland von Tibet versetzt wird, zu den „dort seit tausend Jahren auf demselben Niveau lebenden Beduinen". Daß zwischen Tirolern und Beduinen Parallelen in bezug auf die Lebensführung bestehen, haben wir noch nicht gewußt. Auch nicht, daß in Tibet Beduinen wohnen, die doch sonst sich in Nordafrika und Syrien zu tummeln pflegen. Offenbar handelt es sich bei diesen entarteten Nomaden um einen Volksteil, der mit den sogenannten, auch in Berlin häufiger vorkommenden, Libanon-Tirolern Ähnlichkeit hat.

*

Überhaupt scheinen die geographischen Exkursionen jüdischer Literaturhelden in letzter Zeit vom Glück nicht sehr begünstigt zu sein. Herr Georg Bernhard nämlich hat sich wieder einmal veranlaßt gefühlt, in der „Vossischen Zeitung" Mussolini darüber Vorschriften zu machen, wie er Italien zu regieren habe. bzw. wie er, Schorsch, die Kiste schmeißen würde, wenn man einsichtig genug gewesen wäre, ihn zum italienischen Diktator zu machen. Dafür muß er sich von der faschistischen Zeitung „Popolo d'Italia" sagen lassen, er sei „ein unverschämter Lügner", ein tief gesunkener „unruhiger Aufrührer" mit mangelhafter „journalistischer Ehrlichkeit", der „stupide und blöde" Artikel verzapfe; außerdem sei er nur „zu zwanzig Prozent Deutscher".

Wir müssen diese Charakteristik auf das schärfste zurückweisen. Wenn der jüdische Herr Bernhard auch nur zu e i n e m Prozent Deutscher wäre, hätten wir uns schon längst zu Tode geschämt, daß wir selber Deutsche sind.

3. Musikalische Reparationen

In dem Riesenbetrag von 2½ Milliarden, den wir alljährlich als Erfüllung des Dawesplanes den Finanzgewaltigen unserer Feinde im Weltkriege zahlen müssen, stecken auch die sogenannten Sachlieferungen auf Reparationskonto.

Wenn beispielsweise Frankreich einen neuen Riesenbagger braucht, um seine Kriegshäfen zu erweitern, und seine eigene Industrie für einen solchen Großauftrag gerade nicht disponiert ist, so wendet es sich an Deutschland und läßt sich das Ungetüm durch Vermittlung des Reparationsagenten und der deutschen Regierung „auf Reparationskonto" von einer deutschen Firma bauen. Der Gegenwert wird auf die deutschen Jahresleistungen gutgeschrieben, d. h. Frankreich bekommt seinen Bagger umsonst, und da die deutsche Firma natürlich nichts gratis herstellen kann, vergütet ihr unsere Regierung den ausgeworfenen Betrag aus den Staatseinkünften. So daß also letzten Endes der deutsche Steuerzahler es ist, der die Sache bezahlt.

Auftragserteilung, Gutschrift und Verrechnung solcher Reparationslieferungen vollziehen sich nach einem sehr komplizierten Verfahren. Es ist aber immer noch nicht verwickelt genug, um nicht schlauen Leuten die Möglichkeiten zu allerhand gewinnbringenden Betrügereien offen zu lassen. Die Leute heißen meistens Lewy oder Netter oder Wertheimer, und es wird ihnen nach menschlicher Voraussicht nicht viel passieren, weil bei der Affäre auch ein paar französische Abgeordnete beteiligt sein sollen.

Aber auch sonst geschehen bei diesen Reparationslieferungen merkwürdige Dinge, die den Harmlosen in Erstaunen setzen.

So hat im letzten Jahre Griechenland fünf Klaviere verlangt und erhalten. Man könnte das eben noch verstehen, wenn es fünfhundert oder auch fünfzig gewesen wären. Jedoch die Zahl fünf fordert geradezu den Verdacht heraus, daß da ein paar „olle Griechen", die irgendwo beziehungsreich an der Spitze sitzen, sich ihren Haushalt durch ein prima preiswertes deutsches Klavier verschönert haben.

Wozu in aller Welt hat Jugoslawien ferner ausgerechnet 14 Grammophone auf Reparationskonto nötig gehabt und Belgien eine Kiste — Mundharmonikas?

Nun sitzen sie in Athen und in Brüssel und in Belgrad und machen Musik.

Musik, die dem Wissenden klingt, wie die Flöte aus dem Bein des Erwürgten im Märchen: tragisch und schauerlich, ein höhnischer Sang, der all die vielen Reden von Friede und Gerechtigkeit begleitet.

Denn die anderen musizieren, indes der Hunger durch deutsche Gassen schleicht.

4. „Es gibt keinen Mädchenhandel"

Es gibt kein Jenseits, es gibt keinen Gott. Die sogenannten Aufklärer waren es, die vor hundertfünfzig Jahren glaubten, durch beharrliches und immer wieder betontes Aussprechen dieser Worte den Glauben an ein höheres Wesen im Menschengeschlecht ersticken zu können.

Die Taktik ist alt, Dinge, die man nicht wahr haben will, einfach zu leugnen, ihr Dasein abzustreiten.

Herr Richard Katz, jüdischer Weltreisender der „Berliner Morgenpost", hat neuerdings auf die gleiche Weise das Problem des Mädchenhandels gelöst.

Herr Richard Katz dekretiert: „Es gibt keinen Mädchenhandel." Alles, was darüber geschrieben und gesagt wird, ist Phantasie, Lüge hysterischer Frauenzimmer, Schwindel eitler Vorstandsdamen irgendwelcher wohltätiger Vereine.

Bekanntlich steht Herr Weiß, Vizepräsident des Berliner Polizeipräsidiums und Inhaber eines gesetzlich geschützten Vornamens Bernhard, auf dem gleichen Standpunkt.

Zwei Juden, die den Mädchenhandel bestreiten. Ist das nicht ein wenig auffällig in Anbetracht der Tatsache, daß neunundneunzig Prozent aller bekannt gewordenen Fälle von Mädchenhandel auf jüdische Händler und Agenten zurückgehen?

Wenn schon die Existenz des Mädchenhandels aus gewissen „taktischen" Gründen verschwiegen und bestritten werden soll, hätte „man" wenigstens so schlau sein sollen, sich als Soldschreiber zur Abwechslung und Bekräftigung auch einen — mindestens einen — zweifelsfreien Goj zu dingen. Es laufen ja heutzutage genug talentlose Schriftsteller herum, die gerne für ein Zipfelchen schnell angefachten Weltruhms auch den jüdischen Mädchenhandel reinwaschen.

Trotz der laut Statistik des Berliner Polizeipräsidiums im vergangenen Jahre in der Reichshauptstadt verschollenen und verschwundenen über 600 Mädchen und Frauen!

Wo sind diese Unglückswesen bloß hingekommen? In Atome zerstoben sind sie nicht, Mädchenhändler gibt es nicht, Ritualmorde gibt's auch nicht; ja, wo sind sie nur geblieben? Einigen wir uns mit Herrn Katz: genau wie die Sowjetregierung alle Leute totschießt, die das Wort „Ritualmord" nur in den Mund nehmen, gibt Herr Severing demnächst eine Verfügung heraus, deren einziger Paragraph lautet:

„Wer an Mädchenhandel glaubt, wird wegen Untergrabung der jüdischen Stützen des Staates mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft."

Damit diese ewigen Märchen endlich aufhören.

Freilich müßte gleichzeitig durch Rabbinatsbeschluß dem Berliner Polizeipräsidium nahegelegt werden, in Zukunft bei Herausgabe seiner Statistiken vorsichtiger zu sein.

5. Was kostet ein Leben?

Was ein Leben kostet? Müßige Frage, sollte man denken; es kostet eben — das Leben! Es scheint aber, als werde zur Zeit an der internationalen Logenbörse das Menschenleben weit unter pari gehandelt.

Herr Bela Kuhn-Kohn, der gering gerechnet und ohne seine neuere Tätigkeit bei der Tscheka in der Krim mitzuzählen, 177 Menschenleben auf dem Gewissen hat, ist in Österreich zu einem Vierteljahr Gefängnis verurteilt worden. Das macht auf das vernichtete Leben einen halben Tag.

Das Urteil im Berliner Sensationsprozeß gegen einen gewissen Kirschner, der seine Geliebte auf offener Straße durch einen Pistolenschuß „erledigte", bewertete das Menschenleben mit 2½ Jahren Gefängnis. Wenn Kirschner das Urteil gegen Bela Kuhn liest, wird er sich mächtig benachteiligt fühlen, obwohl er sich eigentlich sagen muß, daß er weder „politischer" Massenmörder noch Jude ist und infolgedessen auf noch großherzigere Milde keinerlei Anspruch stellen kann.

Der Held von Leiferde, Schlesinger, hat 26 Menschen auf dem Gewissen und ist zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Er ist jugendlich, wird daher spätestens in 15 Jahren begnadigt und wieder in den Kreis seiner Rassengenossen zurückkehren können. Macht pro Leben kaum ein halbes Jahr Zuchthaus.

Ankermann, der Isidor Harden-Wittkowski etwas auf die Rübe klopfte, die damals schon reichlich morsch war, was aber trotzdem keinen großen Schaden anrichtete, so daß besagter Wittkowski durchaus mit dem Leben davon kam, mußte geschlagene sechs Jahre brummen. Willy Günther, der bei der Affäre Rathenau einige unwesentliche Handreichungen tat, desgleichen. Hustert machte Herrn Scheidemann ein wenig mit Blausäure naß, verbüßte vier Jahre Zuchthaus.

Den Unbekannten, der in Breslau unter ritualmord-verdächtigen Umständen die kleinen Kinder Fehse abschlachtete, hat man vorsichtshalber erst gar nicht erwischt.

Summa Summarum: Der Wert eines Menschenlebens ist um so größer, je jüdischer das Opfer, er ist um so kleiner, je jüdischer der Täter ist.

Das Ganze nennt man seit 1918 „irdische Gerechtigkeit".

6. Von Spießern und Schnaps

Ein Angeklagter in einem politischen Prozeß: „Ja, wenn man auf der IA, bei der politischen Polizei, Schnaps spendiert bekommt und mitten in der Nacht zur Vernehmung geweckt wird, da kann man leicht unklare Aussagen machen."

In Moabit rollte der Prozeß, der einen Überfall auf Nationalsozialisten durch Kommunisten auf dem Bahnhof Lichterfelde zum Gegenstand hatte.

„Politische Rowdies", sagt die bürgerliche Presse. Der Spießer, der frühmorgens wohlausgeschlafen seine Semmel in die Kaffeetasse stippt, schüttelt abweisend und milde tadelnd sein Haupt. „Politische Rowdies." Damit ist für ihn der Fall erledigt. Wozu müssen sich diese Jungens in die Politik mischen und sich auf Bahnsteigen mit Kommunisten herumprügeln, wo doch alles soweit in Ruhe und Ordnung seinen geregelten Gang geht. Demnächst gibt es Neuwahlen. Das „souveräne Volk" wird seinen Willen kundtun. Für die nötige Silberstreifenverbrämung sorgt Herr Stresemann. Wozu also diese ewigen Prügeleien?

Dann schnallt sich der Spießer seinen Bauch um und geht ins Geschäft. Wahrscheinlich findet er bei der Frühpost ein amtliches Schreiben, das ihn zur Veranlagung der demächst fälligen Steuererhöhungen geziemend auffordert.

Jetzt geht der Spießer an das Geheimfach seines Büroschrankes und genehmigt sich aus dessen Beständen einen Schnaps. Verfluchte Zeiten sind's doch. Diese Steuern! Wenn man bedenkt — alles für die Entente.

Aber diese Nationalsozialisten werden es auch nicht ändern. Politische Rowdies — na, ja!

Dieser Spießer, das ist ein Typ, der schon im alten Rom zu Hause war. Cäsar kennzeichnet ihn, wenn er zur Erleichterung seiner hochfliegenden politischen Pläne wünscht, von fetten Männern umgeben zu sein, „kahlköpfig und gesunden Nachtschlafs". Aber überall und immer standen hinter und neben den Spießern — die anderen. Die Unzufriedenen, die Ruhelosen, die Besessenen — die Idealisten.

Heutzutage „politische Rowdies" genannt. Erst die Nachwelt läßt ihnen gewöhnlich im hellen Lichte objektiver Historie Gerechtigkeit widerfahren.

Dieser „politische Rowdy" hat in unserer Geschichte nicht die schlechteste Rolle gespielt. „Rowdies" waren es in den Augen der „gutgesinnten" Spießer, die als Landsknechte und „Reisläufer" den Ruhm deutscher Wehrhaftigkeit durch alle Lande trugen. „Rowdies" die Kolonisten, die im Gefolge der Ordensritter sich mit den Polen balgten um deutsches Neuland. „Rowdies" die Krieger, die 1704 Gibraltar — für die Engländer, leider — eroberten und es ein halbes Jahrhundert später verteidigten gegen Franzosen und Spanier, wieder für die Engländer. „Rowdies", wohin wir blicken.

Nur ein Unterschied ist heutzutage. Früher da trugen die „Rowdies" für fremde Mächte in fremden Landen ihre Haut zu Markte. Heute — wollen sie

ihre Heimat erobern. Gegen den Widerstand des gleichen Feindes freilich, der immer da und ewig ist: die Verständnislosigkeit und Schwerfälligkeit des Mannes mit dem wohlgerundeten Bauche, dem sein guter Nachtschlaf über alles geht.

Der „politische Rowdy" wird seine historische Mission zu Ende führen. Man kann ihn niederknüppeln, — aber seinen Geist nicht töten. Denn ohne ihn wäre jede Politik längst im eigenen Fett erstickt.

Daran wird auch der nächtlings spendierte Schnaps der Abteilung IA, bei der politischen Polizei, nichts ändern!

7. Oh, daß wir tausend Orden hätten!

Die deutsche Republik hat den ersten König, der besuchsweise in ihren Landen weilte, mit königlichen Ehren empfangen: Amanullah von Afghanistan.

Wir sind nicht so kleinlich, derlei Zeremoniell in Bogen und Bausch zu verdammen. Es kann politisch durchaus gerechtfertigt werden, daß aus politischen Gründen ein fremder Souverän eindrucksvoll eingeholt und traktiert wird. Wobei allerdings die Frage offen blieb, ob in vorliegendem Falle die Festigung der freundschaftlichen Beziehungen zum weltentlegenen Afghanistan ein Äquivalent bieten würde für die immerhin nicht unerheblichen Kosten des königlichen Besuches. Und ferner konnte man der Meinung sein, es sei besser, es werde einem fremden Herrscher das wahre Deutschland gezeigt und nicht ein potemkinsches Dorf: „Es tut uns leid, Majestät Amanullah, aber wir sind ein armes Land und nicht in der glücklichen Lage wie Frankreich, auf fremder Leute Reparationskosten auswärtige Ehrengäste erfrischen zu können. Im übrigen sollen Sie uns willkommen sein."

*

Wie konnten unsere Republikaner ehedem so tapfer schmälen über den „sinnlosen Byzantinismus", den Prunk, der entfaltet, und die Kosten, die verursacht wurden, wenn der Kaiser einen befreundeten Monarchen zu Gast lud.

Die Zeiten ändern sich. Nur der „Demokrat" bleibt ewig. Ewig ist sein Losungswort, das da heißt: „Scher dich weg, damit ich mich an deinen Platz setzen kann." Und der Neid ist der Vater aller „demokratischen" Dinge.

Orden sind die Abzeichen knechtischer Gesinnung, solange — sie die anderen tragen; aber etwas Herrliches, wenn damit demokratisches Knopflochweh gestillt wird. Umgang mit Fürsten sucht der hundertprozentige Patentrepublikaner nur insofern, als er Gelegenheit hat, sie anzupöbeln und sich über sie lustig zu machen, — es sei denn, ein Königsempfang sei dazu dienlich, republikanische Bratenröcke in Königsdünsten spazieren zu tragen. Dann hat auch das ein anderes Gesicht.

Alles Militärische ist dem Demokraten suspekt, riecht nach Reaktion und ist an Zahlabenden und in Leitartikeln Gegenstand augenrollender Entrüstung. Jedoch, — wenn die Amanullahs kommen, und „der Republik" die Ehre antun, da tut es sogar dem Kriegsdienstverweigerungs-Propagandisten wohl bis in die Fingerspitzen, wenn hinter ihm die Trommeln ein kriegerisches Getöse anheben, — wie er sich einbildet, zur Ehre der Republik.

*

Symbol: am Lehrter Bahnhof, wo seine orientalische Majestät Amanullah I Berliner Boden zu betreten geruhten, war an hohem Mast ein Emblem zu

schauen, das einer Königskrone verzweifelt ähnlich sah. Flankiert von den schwarz-rot-gelben Farben — der Republik.

*

Republikanische Eitelkeit trägt alles, duldet alles. Selbst den Fluch der Lächerlichkeit. Ohne Rücksicht auf die Unkosten.

Diese Demokraten speien ihren eigenen Grundsätzen ins Gesicht, wenn sie hoffen dürfen, es gelänge ihnen, sich majestätisch zu bekleckern, und der berühmte „Männerstolz vor Königsthronen" zerstiebt wie Spreu vor den Winden demokratischer Blähungen, wenn das „souveräne Volk" einen leibhaftigen König vorgeführt bekommt.

Wie schön muß es erst werden, wenn General Dawes in Berlin einzieht.

8. Peereboom und — Stresemann

Mein Freund Jochen van den Peereboom ist einer der merkwürdigsten Käuze, die Gottes Erdenrund zur Zeit bevölkern.

Er stammt von der Waterkant, seine Vorfahren saßen in Holland, — daher der Name Peereboom, — er ernährt sich von Kunstdünger, was natürlich nicht wörtlich zu nehmen ist. Seines Zeichens ist er nämlich Agent in landwirtschaftlichen Produkten.

Peereboom ist besonders stolz auf seine Vorfahren, von denen die meisten wohlhabende Kaufleute waren. Bis auf einen, der Peereboom am engsten ans Herz gewachsen ist. Der hieß Jan Willem van den Peereboom und war zur Zeit der denkwürdigen Belagerung der Antwerpener Zitadelle durch die Franzosen und Belgier im Jahre 1831 holländischer Artillerieleutnant.

Es war damals noch die schöne Zeit, wo ein beherzter Krieger Bomben, die der böse Feind herüberschoß, vom Boden aufgreifen und über die nächste Mauer feindwärts werfen konnte, allwo sie dann krepierten, ohne den eigenen Truppen Schaden zuzufügen. Das ging freilich nicht immer gut. Manchmal platzte die häßliche Bombe doch ein paar Sekunden früher, als sie sollte.

Der Leutnant Peereboom muß jedoch einen ganz besonderen Schutzengel gehabt haben. Als er sich auch einmal im heldenhaften Bombenschmeißen versuchen wollte, rutschte ihm das fauchende und schwälende Ding aus den Händen, — es gab einen Krach, — Rauch, Dreck und Qualm umhüllten den Ahnen meines Freundes Peereboom, und alles, was drum rum stand, dachte: Armer Peereboom! Aber als der Schwaden sich wieder gelegt, da stand jener, mit ziemlich dummem Gesicht zwar, aber sonst wohlbehalten und unverletzt. An Leutnant Peereboom war so etwas wie ein Wunder geschehen.

„Siehst Du“, so pflegt mein Freund Jochen diese grausliche Erzählung zu beenden, „so is dat nu. Wäre Jan Willem Peereboom nicht von dieser Franzosenbombe verschont geblieben, wäre ich, Jochen Peereboom, heute auch nicht auf der Welt. Oder, wenn man bedenkt, daß der Leutnant Peereboom seinen Tod selbst verschuldet haben würde, weil ihm des Teufels Großmutter den Gedanken einblies, er müsse auch einmal so eine Bombe zwischen die Fäuste nehmen, — kann man da nicht sagen, mein Sein oder Nichtsein hat damals, vor bald hundert Jahren, daran gehangen, ob der Leutnant Peereboom gerade mutig oder schlecht gelaunt war?“

Auf diese Art treibt mein Freund Peereboom Ahnenforschung. Er rechnet sich aus, wie oft einer seiner Vorfahren in Seenot, in Feuersbrünsten, in Kriegsgefahr war und freut sich, daß sich alles immer noch gut gewendet hat, damit schließlich als Endeffekt er, Jochen Peereboom, heute künstlichen Dünger verkaufen kann.

Neulich kam er ganz aufgeregt zu mir. Er war im Reichstag gewesen.

„Der Stresemann", sagte Peereboom, „das ist ein Kerl. Macht ganz nach meinen Theorien Politik. Hat mir ausgezeichnet gefallen."

„Nanu", sage ich, „Politik nach Peereboom-Theorien?"

„Ja, er hat so wunderbar ausgeführt, wie die deutsche Außenpolitik deshalb erfolgreich genannt werden muß, weil sie eigentlich bisher nur Mißerfolg hatte. Und daß der Locarnogeist zwar tot sei, man aber weiter an ihn glauben müsse. Ist das nicht wie Jan Peerebooms Bombe, die den Jan eigentlich hätte zerreißen sollen, es aber nicht tat, weil ich sonst gar nicht auf die Welt gekommen wäre?"

„Freilich", setzte er nach einer Weile tiefsinnig hinzu, „ich kann mich natürlich nicht mit Stresemann vergleichen, wo ich doch bloß K u n st dünger verkaufe."

9. „Dienst am Volke"

Es gibt Leute, die haben's nicht leicht hienieden. Und die Gegensätzlichkeit des Weltgeschehens bringt es mit sich, daß diejenigen es am schwersten haben, die im Grunde genommen mit Arbeit am wenigsten überlastet sind: all die Hunderttausende, die allwöchentlich nur einen Gang unternehmen müssen; den zur Arbeitslosenfürsorge, wo man ihnen mit einem Stempeldruck bescheinigt, daß das Leben der Schönheit und Würde der Daweskolonie pro Woche fünfzehn Mark wert ist.

Leider, leider sind diese Dawespensionäre vom Dienste am Volke ausgeschlossen. Brach liegt ihre Arbeitskraft. Mißmutig sitzen sie daheim am wohlig gekühlten Ofen, querköpfig und mürrisch. Nur selten kräuselt ein Dankgebet die Lippen dieser undankbaren Gesellen, die da nicht begreifen, daß es für einen staatserhaltenden Zeitgenossen eine Lust sein muß zu leiden, wenn andererseits der Segen des Herrn — Parker Gilbert — so sichtbarlich auf dem auserwählten Volke ruht.

Trost und höchste Erbauung aber muß es uns allen bedeuten, sehen wir „deutsche Männer und Frauen" sich im Dienste der Öffentlichkeit mühen, ohne Entgelt, ohne Anspruch auf Ruhm, Ehre, Anerkennung, — reine Fanatiker der Idee des Dienenwollens.

„ . . . Ist der Reichsaußenminister nicht in Genf oder sonst außerhalb Berlins, so sieht das Ehepaar Stresemann viel Gäste in kleinerem Kreise bei sich zum Frühstück, um die Mittagsstunde und abends zum Souper. Dann kommen im Winter die parlamentarischen Bierabende, die großen Routs und Bälle. Zu diesen winterlichen Festen gesellen sich im Sommer Zusammenkünfte in dem schönen, mit alten Bäumen bestandenen Garten, und die Montagnachmittage, an denen Frau Stresemann ihren Jour hat. Unterstützt von sieben jungen Attachés, empfängt Frau Stresemann zwischen 5 und 7 Uhr.

. . . denn wer einen so großen offiziellen Salon macht wie Frau Stresemann, steht zweifellos im Dienste des Vaterlandes. Jede Repräsentation großen Stils ist eine harte Leistung."

So plaudert das „Magazin" des jüdischen Eysler-Verlages treuherzig mit seinen Lesern.

Ja, — wir glauben schon, daß bei dem ach so schweren Dienst des Salongequatsches der Herren und Damen Diplomaten allerlei herauskommt. So mag es sicherlich bei einem Frühstück oder Souper gewesen sein, als der damalige Botschafter Englands Herrn Stresemann tückisch die Idee des deutsch-französischen „Sicherheitspaktes" einblies, durch den wir, ohne Gegenleistungen zu empfangen, auf jede aktive Politik Frankreich gegenüber verzichteten. Und es mag wohl manchmal „eine harte Leistung" sein, unter der Maske des am parlamentarischen Bierhahn saugenden Biedermannes oder die Teetasse mit

graziös gespreizten Fingern balancierend, die deutsche Politik unter freundlichen Reden dahin zu drehen, wohin das Interesse der Großbankiers es wünscht.

So ist es denn nicht mehr als billig, wenn das „Magazin" auch ein Konterfei der Frau Außenministerin Stresemann bringt. Als einzige „Dienerin am Volke" mitten unter einem Dutzend Bildern von Kokotten, Tanzgirls, Probierdamen und Filmsternen.

Der „Dienst am Volke" ist schwer. Ehre, wem Ehre gebührt

10. Um den heißen Brei

Wie war es doch? Stärken wir ein wenig das Gedächtnis unserer leichtlebigen, schnell vergessenden Zeit:

In Magdeburg wird eines Tages ein Kaufmann Hellwig ermordet. Ein früherer Handelsschüler Schröder wird verhaftet, weil er mit dem Mord in Zusammenhang stehen muß. Die Aufklärung stößt auf Schwierigkeiten. Es entsteht der Verdacht, daß auch ein Kaufmann Haas irgendwie mit dem Mord in Zusammenhang stehen müsse. Er wird ebenfalls verhaftet. Zweimal wird sein Antrag auf Haftentlassung von der Staatsanwaltschaft, die das Ergebnis der Vernehmung des Untersuchungsrichters eingehend nachprüfte, abgelehnt.

Plötzlich ändert sich das Bild. Haas wird von links verteidigt: die Judenpresse heult „Justizskandal". Es stellt sich heraus, daß der jüdische Herr Haas irgendwie dem Reichsbanner nahesteht, wahrscheinlich als Geldgeber.

Wer hat die Presse der Linken umgestellt? Unzweifelhaft die hohen Behörden Preußens in Magdeburg, insbesondere der damalige Oberpräsident und Reichsbannergeneral Hörsing. Man sucht, zumal durch die Presse, einen Druck auf die untersuchenden Richter auszuüben. Die Richter verteidigen ihre Unabhängigkeit, sobald die Polizei den Versuch macht, in das Untersuchungsverfahren einzugreifen, ohne auf die Vollmachten der Richter Rücksicht zu nehmen. Sie greifen schließlich zu dem Mittel, einen Brief, den der Untersuchungsrichter an den Magdeburger Polizeipräsidenten richtete, durch die Presse zu veröffentlichen. Der ganze preußische Beamtenapparat bedient sich gleichfalls in größtem Umfange der Presse.

Schließlich wird die Leiche des Ermordeten im Keller des Hauses von Schröder gefunden. Die Braut des Schröder wird in Köln verhaftet. Schröder legt ein Geständnis ab. Haas wird freigelassen, Schröder wird wegen Mordes verurteilt.

Gegen den Untersuchungsrichter Kölling und den Landgerichtsdirektor Hoffmann aber wird ein Disziplinarverfahren eröffnet, weil sie in „unzulässiger Weise" sich durch die Presse an die Öffentlichkeit gewandt hätten. Und dann standen sie vor dem Disziplinarsenat des Berliner Kammergerichtes.

Schon einmal wurde die Verhandlung vertagt, weil das Disziplinargericht auf den Mordfall selber noch einmal eingehen wollte.

Es erhebt sich nun eigentlich die Frage: Wie kam Hörsing zu seinem Eintreten für Haas? Warum legte sich die Linkspresse für Haas so stark ins Zeug?

Man ahnt, in welcher Richtung die Antworten liegen, wenn man erfährt, daß nach Lage der Dinge der Mörder Schröder einen Mitwisser, einen Helfershelfer, einen Auftraggeber gehabt haben muß!

War Haas, der Jude, vielleicht doch nicht so ganz unschuldig?

Liegt der Justizskandal nicht wahrscheinlich ganz anderswo, als man es jetzt wahr haben will?

Es wäre besser gewesen, über diese Dinge Klarheit zu gewinnen, anstatt zwei Richter wegen eines schlimmstenfalls formalen Verstoßes zu „disziplinieren".

Aber man ist es ja gewohnt, daß die Demokratie um gewisse Dinge ihres Korruptionssumpfes milde vertuschend und klug ablenkend hinweggeht.

11. Demokratische Laienpredigt

Das einzige, was in dieser Demokratie noch helfen kann, ist ein dickes Fell. Je besser Du mit Wurschtigkeit und Bedenkenlosigkeit gewappnet bist, desto weiter wirst Du's bringen. Hast Du dazu noch eine eherne Stirn, ein Brett vor'm Kopf und das richtige Parteibuch, steht Dir die Laufbahn des Bonzen offen.

Dann kümmert Dich nicht mehr die Not des Volkes. Die zweieinhalb Millionen Arbeitslosen, die weiteren Millionen Kleinrentner und sonstigen Erben des Dawesglücks dienen Dir nur noch als willkommener Hintergrund, von dessen Elendsgrau sich Deine täglich wohlgenährter werdende Gestalt mit Dienstwohnungsvilla und Pensionsberechtigung um so plastischer abhebt. Du hast den tiefsten Sinn der liberalen Demokratie ausgeschöpft: Du bist satt, Du hast ausgesorgt; mögen „die Anderen" sehen, wie sie zurechtkommen! Warum sind sie auch so dämlich?

*

Wirf alle Grundsätze über Bord! Das ist Ballast für die Dummen. Halte Dich an bewährte Vorbilder und verbanne alle falsche Bescheidenheit. Was andere können, kannst Du schon lang. Gib Dich niemals mit Kleinigkeiten ab. Wenn der Herr Oberregierungsrat Damm über den Verbleib eines Hunderttausendmarkschecks keine Auskunft geben kann, Herr Moufang von der Porzellanmanufaktur ein Achthunderttausend-Mark-Defizit verursachte, Herr „Altreichskanzler" Bauer von Barmat runde holländische Gulden bekam, Herr Scheidemann in kaiserlichen Schloßmöbeln wohnte, Herr Ministerpräsident Braun von Geldern der Steuerzahler ein altes königliches Jagdschloß seiner würdig ausstatten läßt mit Autogaragen, Radio, elektrischem Licht, Dampfheizung, eigenem Telephonkabel, so neide ihnen das nicht. Laß es Dir als aneiferndes Beispiel dienen, begreife die Erhabenheit des demokratischen Staatsgedankens. Ist es nicht erhebend und anspornend, zugleich für Dich zu wissen: indes Du gerade jetzt in Deiner Bude frierend bei traulich-düsterem Kerzenscheine sitzest, hat ein Minister seine Dienstwohnung mit Beleuchtungskörpern für 50 000 Mark geschmückt!

*

Auch Du kannst es so weit bringen. „Freie Bahn dem Tüchtigen!"

Sieh um Dich!

Da ist — um nur einen herauszugreifen — Herr Justizrat Werthauer.

Übelwollende behaupten, er habe sich an dem Rebbach des seligen Großschiebers Kutisker mit schier 2 Millionen beteiligt.

Herr Werthauer hat schon einmal auf Unterlassung dieser Behauptungen geklagt. Er ist aber hereingefallen, weil ein Bücherrevisor namens Lachmann da offenbar recht genau Bescheid weiß . . .

Deshalb ist Herr Werthauer aber noch immer der große Mann.

Denn die Zunft der demokratischen Nutznießer hält eisern zusammen.

*

Darum sei tüchtig, und schau zu, daß Du möglichst bald in den geheimen Orden von der unheiligen Korruption aufgenommen wirst.

Hier ist das Sprungbrett, das zu Macht, Ansehen, Reichtum führt. Die höchsten Ehrenstellen im Staate werden Dir offenstehen.

Erhebe Dich, steig empor über die kleinlichen Rechtsbegriffe einer längst überlebten reaktionären Epoche.

Schieb mit!

Aber fang nicht unter hunderttausend Mark an.

Denn die Demokratie ist großzügig, und mit Fug und Recht kann sie von ihren Dienern Großzügigkeit verlangen . . .

*

Und solltest Du, Tolpatsch, bei den ersten zagen Schritten im Land der gelobten Schieberfreiheit straucheln, Herr Werthauer, der alte Kämpe und Praktiker, wird sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus machen, Dich in Moabit so zu verteidigen, daß den ältesten Landgerichtsdirektoren vor Rührung die blanken Zähren über die Wangen kullern.

Es lebe die demokratische Dreieinigkeit: Schiebung, Korruption und Bonzentum!

12. „Er brecht mer 's Herz!"

Vom ollen Rothschild, glaub' ich, wird die Geschichte erzählt.

Also zu Rothschild kommt eines Tages ein Schnorrer, so ein richtiger ausgekochter jüdischer Rassegenosse, der davon lebt, daß er von Ort zu Ort reist und wohlhabende Juden um Almosen anspricht.

Was so ein rechter Schnorrer ist, das ist gewissermaßen ein Jud', wie er sozusagen nicht vollkommener aus Jahwes Schöpferhand entspringen kann.

Alle typisch-jüdischen Eigenschaften hat er in Reinkultur und ohne jeden Lack noch Firnis.

Er bettelt und schnorrt, weil es sein innerster Beruf ist, weil er als Jud' eben vom Gelde der anderen leben muß; und weil er sich dabei keine Maske vorzubinden braucht, da er, wie gesagt, nur bei reichen „Glaubensgenossen" vorspricht, deshalb ist der Schnorrer der Jude in Reinkultur, ungeschminkt und er selber.

Zu Rothschild kommt also eines Tages so ein Schnorrer und erzählt eine grausliche Geschichte, wie schlecht es ihm gehe.

Seine Frau liege in Kindsnöten, sein Geschäft sei pleite, seine Söhne seien mißraten. Rothschild winkt ab: „Heut' geb' ich nichts mehr."

Aber der Schnorrer ist hartnäckig. Er zieht neue Register: seine Großmutter ist im Krankenhaus, sein Onkel ist gestorben und kann aus Geldmangel nicht anständig begraben werden, seine Schwester ist von einem gräflichen Goi entehrt und verführt.

Aber Rothschild bleibt hartnäckig und winkt wieder ab.

Da wächst der Schnorrer über sich selbst hinaus: in dithyrambischem Erguß singt er das Lied vom Leide des Volkes Israel, wie es durch die Jahrtausende verfolgt und gehetzt werde und wie er selber, ein Glied dieser Notgemeinschaft, ruhelos wandern müsse von Ort zu Ort. Dabei läßt er sich nudeldicke Tränen die Wangen herunterlaufen.

Und wirklich, Rothschild scheint endlich beeindruckt. Er geht zur Türe, öffnet sie und ruft seinem Sekretär zu:

„Schmeißt mer den Kerl raus. Er brecht mer's Herz!"

*

Wer behauptet, daß wir durch Wiedergabe dieser Anekdote auf die mißglückten Versuche hinweisen wollen, mit denen die „Demokratie" sich seit Jahren „im Herzen des Volkes zu verankern" sucht, so daß nachgerade streng koschere Blätter vom Range des „Berliner Tageblattes" Haare in der demokratischen Suppe finden, wer das behauptet, der hat sich die sich etwa aus dem Republikschutzgesetz ergebenden Folgen selbst zuzuschreiben.

Der Kampf um Berlin

BEITRÄGE ZUR ZEITGESCHICHTE

1. Bestien

Hans Maikowski! Wer kennt ihn nicht in Berlin, den tapferen Fahnenträger Charlottenburgs, der schon so manches Mal Blut und Freiheit einsetzte für das ihm anvertraute heilige Tuch?

Nach Schluß einer Versammlung im roten Neukölln wird den Charlottenburgern eine Warnung zuteil: Die Schöneberger K.P.D., ein auserlesenes Verbrecherpack, laure ihnen unterwegs auf.

Wir wollen nicht erzählen, wer die Zuhälter dieser Mörderbande sind. Es sei nur erwähnt, daß es Maikowski nicht möglich war, mit seinen Charlottenburger Kameraden zusammen abzurücken, denn infolge des gesetzwidrigen und unbegründeten Verbotes der Berliner Organisation saust sofort der Gummiknüppel, „wenn wo zwei Nazis beieinanderstehen".

*

Guten Mutes zieht Maikowski mit zwei Freunden seines Weges. Plötzlich bemerken sie, daß eine Rotte Kommunisten ihnen folgt. Da jeder von ihnen aber gut und gern drei von dieser Sorte auf sich nimmt, macht es ihnen wenig Eindruck, als immer unflätigere Schmährufe hinter ihnen her fliegen. Ruhig und unbekümmert gehen sie weiter, bis sie an eine Straßenkreuzung kommen.

„Auf! Angreifen! Schießt!" gellen da plötzlich brutale Schreie durch die Nacht. Aus den Seitenstraßen, aus allen Haustüren stürzt es hervor. Viehische, bestialisch verzerrte Gesichter tauchen im Lichtkreis auf. Fünfzig, hundert, mehr, immer mehr!

Da wird Widerstand Wahnsinn. Heulend, brüllend, tobend umringt sie die rote Horde. Polizei? . . . Ach du lieber Gott! Die ist in der Hasenheide und paßt auf, daß die Nationalsozialisten nicht geschlossen abrücken.

Ausbrechen! Die einzige Hoffnung! Ist es Feigheit, in solcher Lage, wo es nichts zu verteidigen gilt als das nackte Leben, sein Heil in der Flucht zu suchen? Nein, es ist sogar Pflicht.

*

Eine wilde Jagd geht auf. Nach drei verschiedenen Richtungen, um die Verfolger zu zerstreuen, brechen sie durch den grausigen, messerblitzenden Ring.

Durch!

Einen kurzen Blick wirft Maikowski zurück. Schon sind die Verfolger ihm auf den Fersen.

Da — Rettung — eine Autodroschke! Ach, bittere Enttäuschung! Streikt der Chauffeur oder streikt der Motor? Ehe er sich darüber klar wird, fährt ihm ein Messer kalt in den Rücken, ein zweites in die Seite.

Das ist das Ende!

Blut und Schaum vor dem Mund bricht er zusammen. Absätze knirschen in seinen Augen. Dann weiß er nichts mehr. — —

*

Als er wieder zu sich kommt, ist er allein. Mühsam richtet er sich auf und schleppt sich zu einem nahegelegenen Café. Dort bricht er wieder zusammen.

Bis man ihn findet und zur Rettungswache bringt, hat er Ströme von Blut verloren. Ein fast Lebloser wird er ins Krankenhaus eingeliefert.

Das ist Berlin! Das ist die „Ruhe und Ordnung“ der Zörgiebel und Weiß!

2. Stuckeprozeß

Am 4. Mai 1927 war im Kriegervereinshaus ein betrunkener Zwischenrufer, der sich später als ein amtsentsetzter Pfarrer namens Fritz Stucke entpuppte, etwas handgreiflich entfernt worden, weshalb die Partei verboten und ein Verfahren gegen den Berliner Gauführer und gegen den „Haupttäter" Schulz eingeleitet wurde. Am 28. Februar 1928 fand die Hauptverhandlung statt.

Es war eine Art „Berliner Typen- und Trachtenfest", was sich am 28. Februar 1928 im großen Schwurgerichtssaal des Kriminalgerichts Moabit abspielte. Nur noch komischer, weil echter.

Zunächst der Vorsitzende, Amtsgerichtsrat Bergmann. Die Ähnlichkeit mit seinem be—rühmten Namensvetter Sally, dem Lombardschieber, ist unverkennbar. Mit prächtiger „Loyalität" betont er zunächst, alles Politische ausschalten und nur nach Recht und Gesetz urteilen zu wollen, um nachher Recht und Gesetz eine schallende Ohrfeige zu verabreichen und um baldiger Beförderung willen ein längst fertiges, rein politisches Urteil auszusprechen. Talmudisch gerissen, wie das bei seinem rassischen Aussehen nicht anders zu erwarten ist, versteht er es, die Entlastungszeugen aufs Glatteis zu locken, die Belastungszeugen aber durch vorbeugende Winke vor ungeschickten Aussagen zu bewahren oder solche nachträglich wieder einzurenken. Alles in allem ein Meister der — „unpolitischen" Rechtsfindung.

Assistiert ist er von einem zweiten Richter, der aussieht wie ein leibhaftiger Paragraph, einem dem Reichsbanner angehörigen und einem scheinbar schlafsüchtigen, in Wahrheit von dieser Farce einer Gerichtsverhandlung gelangweilten Beisitzer.

*

Als Nebenkläger und Zeuge tritt der Säufer Stucke auf, der sich „Pfarrer der evangelischen Reformgemeinde" nennt. Auf die Fragen des Rechtsanwalts Dr. Melzer stellt sich aber heraus, daß es sich dabei weder um eine „Gemeinde" noch um das Evangelium handelt, sondern um einen freidenkerischen Begräbnisverein, zu dessen Ritus es zu gehören scheint, daß der „Pfarrer" voll süßen Weines selbst ins Grab fällt.

Stundenlang könnte man über diesen Stucke erzählen. Eine Gelegenheit, sich zu blamieren, läßt er nie vorbeigehen. Gefragt, ob er vor der denkwürdigen Versammlung getrunken habe, erwidert er nach ein paar verlegenen Ausflüchten: „Nun ja, ein paar Kavalierbecher." Er bezeichnet sich als „schlagendes Beispiel" für den Erfolg der Rede des Berliner Gauführers. Der Rechtsanwalt meint allerdings, er sei wohl eher ein „geschlagenes Beispiel". Dramatisch schildert er, was hätte passieren können, wenn das Bierseidel — auf seinem Haupte zerschellt wäre. „Dann wäre ich heute nicht hier, sondern in Dalldorf." Leider vermochte

das Bierseidel nicht, ihn an diesen einzigen Ort zu versetzen, an dem er stilgemäß wirken würde.

Er analysiert das Lachen der Versammlungsteilnehmer bei dem Wort Judensau: „Wir Menschen lachen mit den Vokalen a, e, i, o, u, das aber war ein viehisches Gelächter." Das Vieh scheint also in Konsonanten zu lachen. Wird etwas für ihn Unangenehmes gesagt, so glüht sein schnapsrotes Gesicht noch röter auf, er beugt sich über den Tisch und tut so, als ob er schriebe. Er macht aber nur ein paar sinnlose Striche. Vielleicht ist er Analphabet. Er hat nämlich nicht nur Theologie, sondern auch Juristerei zehn Semester ohne Erfolg studiert. Er beherrscht wohl nur noch den Bierkomment.

*

Stucke ist aber nicht der einzige minderwertige Mensch im Verhandlungsraum. Da sind vor allem eine Anzahl Kriminalbeamte, die sich in „Diensteiden" überschlagen.

Das „edelste" Individuum scheint ein gewisser Zedworny zu sein, der kaltlächelnd Dinge aussagt, die in schroffstem Widerspruch zu allen anderen Aussagen stehen. Er und ein angeblicher baltischer Student, Klier, fungieren als Hauptbelastungszeugen. Der eine will „genau gesehen" haben, wie Schulz den Stucke zuerst von hinten mit einer Hand im Genick gepackt und mit der anderen geschlagen hat, während der andere ebenso „genau" sah, wie er den Säuferpfarrer zuerst von vorn an der Brust packte und dann mit beiden Händen auf ihn einschlug.

Obwohl diesen widersprechenden Bekundungen andere übereinstimmende Aussagen gegenüberstehen, daß Schulz überhaupt nicht geschlagen habe, sind dem Vorsitzenden die diensteidigen Kriminalbeamten natürlich lieber, und er benutzt sie, um dann in der Urteilsbegründung mit der Dirne Justiz in geradezu erzväterischer Weise umzugehen.

Klier, dem die ganze sittliche Verkommenheit seines Berufes im Gesicht geschrieben steht, wird dann auch ganz offen als politischer Spitzel im Dienste des Polizeipräsidiums entlarvt, der bei einem S.A.-Fest in Hohenneuendorf sich als Antisemit ausgab, um „nicht aufzufallen". Der Vorsitzende stellt sich zwar dumm und heuchelt Unverständnis der Beweggründe, aber Grzesinski aus dem Hause Cohn, der behauptete, in Preußen gebe es kein politisches Spitzeltum, ist Lügen gestraft.

*

Die ulkigste Type des ganzen Prozesses ist jedoch unleugbar Dr. Hofrichter, Journalist des Hauses Mosse. Nachdem er etliche Male wie ein Taschenmesser ehrfürchtig vor dem „Herrn Gerichtshof" zusammengeklappt ist und mit zitternden Fingern seinen Eid geschworen hat, entschwinden diese Finger unter den vor der Justizdirne lüstern wedelnden Schwänzen seiner feierlichen Cutaways, um

gelegentlich aus dem Schlitz seiner wohlgerundeten Rückseite fröhlich herauszuwinken. Schmalzig-salbungsvoll, die verkörperte Mosse-Demokratie, erzählt er von der „eminenten Bedeutung" des „Kollegen Kriegk" vom Lokalanzeiger.

„Er ist ein Matadooorr der Berichterstattung!"

Die Angabe seiner Adresse faßt er als „Aufforderung zur Brachialgewalt" auf. Der schwärzlich-schwammige Trauerkloß erblaßt bis in die Hornbrille hinein bei der bloßen Aussprache dieses Wortes.

*

Fürwahr, es war eine köstliche Komödie. Wir haben uns herrlich amüsiert. Gefängnisstrafen sind für uns in diesem barmatischen Zeitalter Orden und Ehrenzeichen, die uns berechtigen, dereinst ein paar Schurken mehr aufzuknüpfen. Wir freuen uns auf den zweiten Akt des Lustspiels.

Achtung vor den Einrichtungen dieses Staates? Für uns gibt es heute keinen Staat, nur eine Daweskolonie. Und die verachten wir mitsamt ihren Einrichtungen.

*

Noch ist das Schandurteil nicht gesprochen, da füllen schon Tausende den Riesensaal der Unions-Brauerei in der Hasenheide. Gespannt lauschen sie den von tiefster Sachkenntnis getragenen und darum um so vernichtenderen Ausführungen des Reichstagsabgeordneten Dr. Frick, der die Justiz durch hundert Beispiele als das kennzeichnet, als was sie sich in diesem Augenblick in Moabit wieder prostituierte: als feile Dirne der Politiker.

Ungeheure Empörung löst dann die Bekanntgabe des inzwischen gefällten Urteils aus. Eine Empörung, die sich, als in derselben Minute die „Angeklagten" den Saal betreten, in unbeschreiblichen Jubel verwandelt.

Mit beißender Ironie berichtet der Berliner Gauführer über den eben abgelaufenen Prozeß und seine Lehren, brandmarkt das politische Spitzeltum der Polizei und seine scheinheilige Ableugnung durch Grzesinski und schließt mit einem flammenden Appell an den Freiheitswillen des Volkes. „Nicht hinter den Mauern Zörgiebels wohnt die Freiheit, aber die arbeitsharten Fäuste des geknechteten Volkes werden solange rütteln an den eisernen Gittern dieses Kerkers, bis diese zusammenbrechen und durch das geöffnete Tor die Morgensonne der Freiheit ihre goldenen Strahlen über uns ergießt!"

Da will der Saal schier bersten von dem unermeßlichen Jubel der Tausende, die sich erneut geloben, nun erst recht zusammenzustehen, immer neue Scharen um das Freiheitsbanner zu sammeln und, aller Verfolgungen spottend, Not und Tod nicht achtend, fortzukämpfen bis zur restlosen Vernichtung der Tyrannei des Geldsacks.

*

3. Märkertag in Berlin

Durch herbstfeuchte Nacht eilt über spiegelnden Asphalt ein grauer Opel. Man kennt ihn schon in Berlin. Munter flattern vom Bug zwei schimmernde Wimpel. Brandenburgs roter Adler prangt auf dem einen, die Wolfsangel, das uralte Not- und Kampfzeichen, schmückt den anderen.

Sonnabend. Auftakt zum „Dritten Märkertag". Und der Berliner Gauführer fährt von Versammlung zu Versammlung. Nach Lankwitz, wo der Reichstagsabgeordnete Wagner spricht. Nach Lichterfelde, wo F. W. Heinz, der einstige Hauptschriftleiter des „Stahlhelm", sein Bekenntnis zum sozialistischen Nationalismus ablegt. Hinaus nach Teltow, wo kommunistisch verhetzte Volksgenossen in Scharen auf den Straßen stehen, aber stumm den Wagen passieren lassen, weil sie wissen, daß Hunderte nerviger Fäuste bereit sind, ihren Führer zu schützen. Von Teltow geht es weiter nach Ruhlsdorf, wo hünenhafte Bauernburschen sich die Idee Adolf Hitlers predigen lassen. Gauleiter Hinkler aus Halle-Merseburg, Gauleiter Holtz von Brandenburg und Betriebsrat Engel aus Berlin haben dort gesprochen. Dann geht es wieder zurück zur Stadt, nach Zehlendorf, wo der nationalsozialistische Landtagsabgeordnete Wilhelm Kube spricht, der an eben dem Tage durch die Aufhebung des Redeverbots gegen Adolf Hitler einen großen Sieg errungen hat.

In allen fünf Versammlungen spricht der Gauführer in kurzen, aufpeitschenden Worten zu den Massen.

Groß ist die Zahl der neuen Mitstreiter, die schon dieser Auftakt zu größeren Kundgebungen uns bringt.

*

Kaum graut der Morgen, da setzt eine Wallfahrt nach dem denkwürdigen Teltow ein. Teltow, wo einst durch frechen Übergriff der Polizei 600 Nationalsozialisten bei ihrer Rückkehr vom Nürnberger Tag verhaftet und zum Teil um Arbeit und Brot gebracht wurden. Judenhaß gegen deutschen Freiheitswillen!

Braunhemden, einzeln, in Gruppen, in großen Zügen, dichtbesetzte Lastautos beleben die Anmarschstraße.

Auch der graue Opel ist wieder unterwegs.

Überall recken sich Arme zum Gruß.

*

Hinaus geht es zum Flugplatz. Ein anderer Opel mit Osaf und Oberost fährt voran.

Da, an einer Kreuzung schiebt sich ein dritter Wagen dazwischen. Sechs freche Physiognomien grinsen herüber. Ja, ja, wir kennen euch allesamt, ihr edelsten Gestalten aus dem Stuckeprozeß. Vielleicht seid auch ihr einmal unschuldige Kinder gewesen — — vielleicht. Jetzt seid ihr politische Kriminalbeamte, Leute, die man nicht am Ehrgefühl packen kann.

Eine um so größere Dosis Unverschämtheit nennt ihr euer eigen. Wir möchten euch nicht raten, bei kommunistischen Kundgebungen so offen zu provozieren, wie ihr es euch hier herausgenommen habt.

Immerhin, ihr habt uns wenigstens Gelegenheit gegeben, euch zu filmen.

*

Grau und kalt, wie ein Novembermorgen, grüßt der junge Tag. Ein unfreundlicher Wind weht über das weite Feld.

Tief gestaffelt in endlosen Linien steht der braune Heerhaufe. Stolz flattern blutrote Fahnen über kühne Köpfe. Goldglänzende Adler trotzen von den Standarten.

Wie aus Erz gegossen 4000 deutsche Jungens. —

Der Oberste S.A.-Führer kommt.

Schmetternd jauchzen die Klänge des Präsentiermarsches zum blaugrauen Himmel.

Ein scharfes Kommando.

Hauptmann von Pfeffer spricht in knappen, markigen Worten von Manneszucht, Kämpfertum, Opfermut.

Sie alle geloben im Heil auf den fernen Führer, Blut und Leben einzusetzen für die herrliche Bewegung.

Keiner weiß, wie bald schon so mancher den Schwur wahrmachen sollte.

Die Polizei, von wahrhaft deutschen Offizieren geführt, ist höflich und zurückhaltend. Die Augen manches wackeren Mannes im grünen Mantel und blauen Rock beginnen zu leuchten beim Anblick von so viel disziplinierter Kraft.

Einer Kraft, die sich nun stählt in gesundem Sport und fröhlichen Spielen, um gerüstet zu sein für den drohenden Ernst.

*

Der Mittag steigt herauf. Kalt und grau wie der Morgen.

Heiße Erbssuppe mit Speck, von 10 Feldküchen in unbegrenzter Menge ausgespien, durchwärmt die Körper.

Kurze, helle Kommandos. Und in unabsehbarer Schlange treten die Braunhemden an zum Eimarsch in die Daweshochburg Berlin.

Trommeln dröhnen. Pfeifen klingen.

Trapp, trapp, trapp, trapp.

In festem Gleichschritt marschieren die braunen Bataillone.

Zwischen Teltow und Lichterfelde steht ein grauer Kraftwagen.

Aufleuchten die Augen der braunen Jungens.

Der Gauführer, Wagner, Mjölnir!

Immer wieder braust Jubel auf aus den marschierenden Kolonnen, die nimmer zu enden scheinen.

Immer neue Gruppen ziehen mit strammem Gruß vorüber. Berliner, Hamburger, Mecklenburger, wieder Berliner, Ostmärker, fixe Berliner Hitlerjugend,

schneidige Nürnberger Spielleute, Dresdener mit ihrem Spielmannszug und immer wieder Berliner zwischen den vielen Abordnungen aus fast allen Gauen.

*

Weiter wälzt sich der Heerwurm.

Größer und größer wird der Schwarm mitziehenden Publikums.

Lichterfelde! Auch ein Ort, der Erinnerungen weckt. Wer kann den feigen Überfall kommunistischer Mordbuben auf unsere tapferen Jungens vergessen?

Und wieder scheint es, als sollte hier Blut fließen. Wüste Marxistenhaufen erheben ihr geiferndes Gebrüll. Ihre Angriffsversuche prallen an der eisernen Disziplin der ruhig ihres Weges ziehenden Kolonnen ab.

Da rast ein Überfallauto heran. Polizei springt herunter und schlägt blindwütend auf Braunhemden und Publikum ein, während die Marxistenhorden, wie durch Spuk, verschwunden sind.

„Das ist ja furchtbar!" entfährt es einer Frau, die Zeugin dieser viehischen Roheiten sein mußte. Da trifft sie auch schon der wuchtige Schlag eines Gummiknüppels an die Schläfe, daß das Blut hervorspritzt. Noch hat sie Kraft zum Gegenschlag. Ein Tschako rollt in den Staub. Dann bricht die Mißhandelte ohnmächtig zusammen.

Grüne eilen herbei und wollen die Bewußtlose auf ihren Überfallwagen aufladen, um sie den rachsüchtigen Händen des Unaussprechlichen auszuliefern. Da aber springen empörte Braunhemden dazwischen. Die Polizei verzieht sich und die Gepeinigte wird in Sicherheit gebracht.

*

Am Steglitzer Rathaus hat sich eine nach Tausenden zählende Menge versammelt und harrt des Zuges.

Auch unser grauer Opel ist wieder da. Sehr zum Ärger der Polizei, die so gerne jede Begeisterung unterbinden möchte.

Ferne Heilrufe. Tücherschwenken.

Der Kopf der braunen Schlange naht heran.

Die Reichslehrmusikkapelle setzt sich hier an die Spitze des Zuges.

Machtvoll, wuchtig braust es über die Menge:

„Deutschland, Deutschland über alles . . ."

Da entblößen sich zehntausend Häupter. Marschtritt fassen die Massen, gleich einer ungeheuren, schwarzen Welle branden sie über die ganze Straßenbreite, und ergreifend tönt es aus aller Munde:

„. . . über alles in der Welt!"

*

Wieder ziehen die Jungens strahlenden Auges an ihren Führern vorüber.

Gegenüber ist eine „gut bürgerliche" Familie auf ihren Balkon getreten.

Reserviert zunächst betrachtet sie sich das Schauspiel.

Aber von diesen deutschen Jungen, die mit fanatischem Glauben ihrer Idee, ihrem Vaterlande dienen, strömt ein Feuergeist aus, der selbst das bürgerliche Herz entflammt.

Zaghaft erheben sich die Hände der Zuschauer, um dann herzlich und immer herzlicher zu winken. Mit einemmal verschwindet der Familienvater verstohlen, um gleich darauf mit einer großen schwarzweißroten Fahne wiederzukehren.

Er denkt wohl an die Zeit vor bald 15 Jahren, da er selbst unter den Klängen des Deutschlandliedes hinauszog, für sein geliebtes Vaterland zu streiten.

*

Weiter geht es. Wieder einmal am Auswurf der Großstadt vorbei, der sich besonders über eine im Zuge mitmarschierende Schalmeienkapelle aus Quedlinburg — lauter ehemalige Kommunisten — ärgert.

Man kann über die Schönheit einer Schalmeienkapelle streiten. Sehr sogar.

Aber wenn man solches Gesindel damit ärgern kann, dann soll sie uns lange recht sein.

Als der Pöbel versucht, in den Zug hineinzuschlagen, bezieht er solche Senge, daß er aufheulend verschwindet.

*

„Die Feinde überrannt!

Gott, Freiheit, Vaterland! ..."

Stolz klingt das Lied von hundert jungen Lippen.

Ein alter Professor der Kunstakademie steht am Wege.

Die Tränen stürzen ihm aus den Augen, als er diese junge Freiheitsarmee seines deutschen Volkes vorüberziehen sieht. Er weiß, zwei Millionen, die von den Schlachtfeldern Frankreichs und Rußlands, Venetiens und Syriens, vom Ozean und vom Kaukasusgebirge nicht mehr zurückkehrten, sie ziehen heute mit, hoch in den Lüften.

*

Sonne bricht hervor. Die Wolken verfliegen. Blau wölbt sich ein strahlender Himmel.

Wie flammen da die roten Fahnen im Sonnenlicht! Wie gehen da die Wogen der Begeisterung höher und immer höher.

Lawinenartig schwillt die Masse der begeisterten Begleiter des Zuges an. 60 000 meldet der Sonderberichterstatter einer rheinischen Zeitung! Und wenn diese Zahl auch zu hoch gegriffen sein mag — so groß jedenfalls ist die Volksmenge, daß eine Schätzung nicht mehr möglich erscheint.

Wer von den Polizeibeamten noch ein fühlendes deutsches Herz besitzt, ist mitgerissen und ergriffen von solcher vaterländischen Begeisterung.

Aber freilich, das ist nicht im Sinne des Juden, dem sie gehorchen müssen. Und zu vieler Gesinnung hat er sich schon unterworfen, zu viele Herzen ertötet.

Der Gummiknüppel fliegt heraus. Die Volksmenge soll vom Zuge „abgekämmt“ und in die Seitenstraßen gedrängt werden. Wieder wird auf Frauen, Greise und Kinder eingeschlagen, bis die Woge der Volksmenge unwiderstehbar wird und ein Polizeimajor Weisung zur Freigabe der Straße gibt.

*

Seit den Mittagsstunden hat sich vor dem Sportpalast eine von Minute zu Minute wachsende, Einlaß begehrende Menge angesammelt.

Als um 2 Uhr endlich die Kassen geöffnet werden, füllt sich die Riesenhalle mit unheimlicher Schnelligkeit.

Und doch stehen noch unzählbare Tausende vor den Toren.

Nun windet sich der braune Heerwurm in die Riesenhalle, von unendlichem Jubel begrüßt.

Harte Trommelschläge, schmetternde Musik. Preußens Gloria geleitet die Fahnen an ihre Plätze rechts und links der Ehrenloge.

Immer neue Massen strömen herein. Die Gänge füllen sich. Die Treppen werden zu Sitzen eingerichtet. Schließlich sieht sich die Polizei genötigt, den ungeheuren Raum wegen Überfüllung zu sperren. Das ist in der Geschichte des Sportpalastes bisher nur einmal vorgekommen — bei der Reichspräsidentenwahl.

15 000 Menschen füllen die weite Runde bis zum letzten Platz!

*

Aus dem Brief eines bisher neutralen Teilnehmers:

„... Die ganze Luft atmet wirkliches Erleben; deutsches, treuherziges Wesen, Offenheit, Wahrheit, Wille schwebt in der Luft.

Nachdem die Spielleute trotz des ermüdenden vierstündigen Marsches ihr glänzendes Spiel vollendet, hörte ich Wilhelm Kube und die ernsten und eindrucksvollen Worte des Grafen Reventlow. Man müßte glauben, der Ruf „Deutschland erwache“ fände überall willige Ohren. Ganz sicher, in der Versammlung waren Herz, Ohren und Sinne den Rednern und dem Geiste dieser deutschen Arbeiterversammlung geöffnet, — aber — aber da draußen, welche Geistesverwirrung.

Und ich erlebte die Rede von Joseph Wagner aus Bochum. Gerne hätte ich diesem deutschen Manne die Hand gedrückt, es war erschütternd, als er sagte und sagen mußte:

„Da draußen ersticht ein deutscher Arbeiter den andern — wir wollen es aber dem einzelnen nicht als Schuld anrechnen; dieses Arbeiterblut kommt über das System, das Deutschland in solche Not gebracht hat.“

*

Ja, da draußen! —

In dem Augenblick, als Fr. W. Heinz mit feurigem Herzen den Bürgern den

Sozialismus, den Arbeitern den Nationalismus predigt, erbrechen brüllende Marxistenhaufen die schweren Gittertore und fluten in den Vorhof.

Die Polizei hatte es in verbrecherischem Mutwillen abgelehnt, der nationalsozialistischen Aufforderung, die Straßen vom Mob zu säubern, Folge zu leisten. Sie lehnt es auch jetzt ab, auch nur den Vorhof räumen zu lassen.

So müssen die Braunhemden — der Osaf mitten unter ihnen — mit ihren eigenen jungen Leibern den Eingang decken, um Frauen und Greise in der Versammlung zu schützen.

Mit Mühe gelingt es ihnen, die verhetzte Horde wieder zurückzudrängen.

*

Da endlich erscheint Polizei!

Ein Aufatmen geht durch die Reihen. Nun wird ja wohl die Straße gesäubert werden.

Jawohl — gesäubert!

Die Polizei drängt sich in die Flanke der immer noch den marxistischen Ansturm abwehrenden Braunhemden.

Plötzlich — ohne vorherige Warnung — fallen Schüsse.

Die Polizei hat in die dichtgedrängten Reihen der Braunhemden hineingeschossen!

„Schreckschüsse . . ."

Schon werden die stöhnenden Verwundeten in den Saal getragen.

Ein Polizeibeamter wird beobachtet, wie er in aller Ruhe den Revolver auf den linken Unterarm legt und scharf zielt.

Gleich darauf bricht der S.A.-Mann Willi Knaak aus Jessen mit schwerem Kopfschuß zusammen.

Der feige Schütze freilich kann sich seiner Mordtat nicht lange freuen. Zerschunden und zerschlagen rettet er sich mit Mühe vor den rächenden S.A.-Fäusten.

Ein Wunder fast ist nötig, sein Opfer am Leben zu erhalten. In furchtbarem Delirium überwindet seine gesunde Lebenskraft die Krise, und zwei Tage später kann in seine Heimat die frohe Botschaft gesandt werden:

„Willi Knaak außer Lebensgefahr."

*

Von der Bestialität mancher Blauröcke gibt nachstehende kurze Meldung ein Bild:

„Beim Zurückdrängen kam ich am Eingang im selben Augenblick zu Fall, als ein Kamerad getroffen zu Boden stürzte, Kamerad W. P. wollte mich hereinziehen in die Vorhalle, da hielt ein Wachtmeister den Revolver auf ihn und hinderte den Kameraden, mich zu unterstützen. Dann wurde ich dreimal in den Magen getreten und mit dem Gummiknüppel geschlagen . . .

H. Sch., Trupp 34."

Unbeschreiblich ist die Empörung im Saal, als die Kunde von den Bluttaten der Polizei hereindringt und die Verwundeten hereingetragen werden.

Nach langer Mühe gelingt es dem Versammlungsleiter, Pg. Hinkler, die Ruhe wieder herzustellen.

Dann spricht Berlins Gauführer. Klar und scharf hallt seine Stimme durch den Riesenraum.

Er spricht von dem Blut, das eben geflossen. Blut ist der beste Kitt. Und wie ein Mann stehen die 15 000 auf, um den zwei Millionen Toten und Verwundeten der deutschen Freiheitsarmee Treue zu geloben. Um sich der nationalsozialistischen Bewegung und ihrem Führer Adolf Hitler für immer zu verbinden.

Nein, Euer Blut, Ihr 23 jüngsten Opfer der Bewegung ist heute bestimmt nicht umsonst geflossen.

Manch junger S.A.-Mann, manch von Schicksalsschlägen ergrautes Haupt spürt es heiß in den Augenwinkeln. Aber keiner schämt sich der Tränen.

„Deutschland!!" Ein Knabe fast noch ruft es in den Saal.

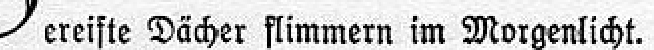
„Erwache!!" donnert es aus 15 000 Kehlen zurück.

Nur langsam leert sich der ungeheure Raum.

Noch lauert Mordlust auf den Straßen. Noch mancher Stein saust durch die Luft. Noch manches Opfer fällt.

Aber die Schlacht ist gewonnen. Der Nationalsozialismus hat sich als Massenbewegung in Berlin durchgesetzt.

4. Berliner Sonntagspotpourri



Bereifte Dächer flimmern im Morgenlicht.

Sonntagsstille über der Stadt.

Hier und da hebt sich ein Vorhang, geht ein Fenster auf.

Ein Schlüssel klirrt. Gähnend öffnen sich die weiten Pforten der Turnhalle des Realgymnasiums. Acht Uhr!

Etwas verschlafen, etwas unwirsch schieben sich drei behäbige Herren durch die Tür. Sie sollen das kommunistische Volksbegehren (keinen Pfennig dem Panzerkreuzer, alles dem Teddy Thälmann) überwachen.

Nun sitzen sie fröstelnd in der zugigen Halle und harren der Leute mit den kochenden Seelen, die da kommen sollen.

Oh, sie sind pflichtbewußt, oh, sie sind diensteifrig. Bloß — es kommt keiner.

*

Andächtig, vom gemütlichen Ausguck meines Zimmers, betrachte ich mir dieses Stilleben. Und denke an die Kämpfer, die inmitten dieser trägen Welt stehen und sie vorwärtstreiben.

Gestern war Adolf Hitler bei uns. Auf der Durchfahrt nach Heide, wo ihn die Dithmarscher Bauern hören wollen.

Ein Sturzbad von Besprechungen erwartete ihn in Berlin. Mit Staunen und Ehrfurcht betrachteten wir diesen Ausschnitt aus dem aufreibenden Leben dieses Kämpfers.

In all der Hetze aber findet er doch noch Zeit, freundliche Worte mit uns zu wechseln.

Erzählt uns mit freudig aufblitzenden Augen, daß in dieser Woche das hunderttausendste Mitglied in unsere Reihen eingetreten sei. Ein Arbeiter aus Hannover. Das Glückskind hat die beiden Bände Hitlers „Mein Kampf" mit eigenhändiger Widmung seines Führers erhalten . . .

*

Ein aufpeitschendes Ereignis schreckt mich aus meinem Brüten. Ein „Massenstrom" zum Volksbegehren setzt ein; am Arme eines roten Kriegers kommt züchtig eine Jungfrau gewandelt, um für Kinderspeisung statt Panzerkreuzer zu stimmen.

Ob sie sich auch überlegt hat, was aus den gespeisten Kindern wird, wenn der Feind ins Land fällt?

Vor dem Eingang steht ein kommunistischer Zettelverteiler. Frohbewegt, endlich einen Abnehmer für seine Schwindelware zu finden, drückt er dem Mädchen einen Wisch in die Hand, die Überzeugte zu überzeugen.

Dann wird es wieder einsam um ihn. —

So einsam . . .

*

Plötzlich bekommt er Stielaugen.

Drei Braunhemden gehen über die Straße.

Frechheit das! Schade, daß man nicht zu dreißig ist. Sonst sollten sie „uns Klassenkämpfer" einmal kennenlernen.

Immer feste druff, zehn auf einen, der Sieg ist sicher!

Aber leider sind diesmal die anderen in der Überzahl, also lassen wir's bei den Stielaugen bewenden.

*

Die drei braunen Jungens sind von den Stürmen im Busen eines Einsamen unberührt geblieben.

Gemächlich gehen sie die Lützowstraße entlang. Biegen links zur Apostelkirche. Zur Zietenstraße, ins gastliche S.A.-Lokal.

Handschlag begrüßt die Kameraden. Immer mehr kommen.

Trupp 15 versammelt sich, um an einem Propagandamarsch der Standarte II durch Steglitz und Friedenau teilzunehmen.

Abmarsch!

*

Mit schallendem Gesang geht es zur Potsdamer Straße.

Neugier glupscht aus den Fenstern.

Wandelt sich in frohes Staunen.

Die Hitlerschen! — Man hatte rote Horden erwartet.

Oder sie wandelt sich in giftige Wut.

Die Hakenkreuzler ! — Heute am Tage des Volksbegehrens!!

In tadellosem Gleichschritt zieht der Trupp seines Weges. Um dann mit der Straßenbahn zum Bahnhof Steglitz, dem allgemeinen Sammelplatz zu fahren.

*

Sta. II steht in Linie. Eisern.

Mit scharfem Blick überfliegt der Standartenführer noch einmal die schnurgerade Reihe seiner S.A.-Männer.

Kann man sie auch sehen lassen vor den kritischen Augen der Menge?

Aber die Braunhemden wissen, was sie der Bewegung schuldig sind. Tadellos in Haltung und Anzug sind sie selbst die beste Propaganda für ihre Sache.

„Mit Gruppen rechts schwenkt — marsch!"

Hell klingt das Kommando über den Platz.

Mit festem Schritt setzt sich die Kolonne in Bewegung. Voran die wehenden Fahnen.

Voran die Fahnen?

O Verzeihung, nein, voran ein dichtbesetztes Überfallauto der Schupo.

Rechts und links Schupo, Schupo, Schupo.

Und hinten wieder ein Überfallauto.

Das Ganze ist eingehüllt in eine dicke Watte von Mitläufern.

*

Sta. II marschiert.

Die Linke am Koppelschloß, den Blick geradeaus.

Immer und immer wieder muß ich die fabelhafte, wie mit dem Lineal gezogene Richtung der Gruppen bewundern.

Wieder öffnen sich die Fenster. Freudige Gesichter grüßen die singende Kolonne. Man winkt und scherzt.

Sta. II marschiert.

Dort vorn sind Kommunisten. Die Polizei schwenkt in eine Seitenstraße ab. Die Braunhemden sollen ihr folgen. Sie denken nicht daran. Der Führer kennt genau den ihm genehmigten Weg.

Sta. II marschiert.

Unerschütterlich. Die Linke am Koppelschloß, den Blick geradeaus.

Die Roten pöbeln. Es kommt zu Reibereien zwischen den Mitläufern und den Roten. Polizei greift ein.

Sta. II marschiert.

*

Am Bahnhof, wo der Zug begann, endet er auch wieder.

Unsere braunen Jungens — jung sind sie ja alle noch, auch die Grauköpfe unter ihnen, jung im Herzen — zerstreuen sich in die Straßenbahnen und Autobusse.

Heranschlendernde Kommunisten wagen angesichts der Überzahl keine „Heldentat".

Die Menge verläuft sich.

Der Dienst ist zu Ende.

*

Nacht sinkt über das Häusermeer.

Lichter flammen auf. Da, dort. Mehr, immer mehr. Bald ergießt sich die gewohnte Lichtflut über die Viermillionenstadt.

Jetzt erst scheint Berlin wirklich zu erwachen.

Hunderttausende und aber Hunderttausende wälzen sich durch die Straßen.

Mit einem Suchen im Blick, als erwarteten sie irgend etwas.

Und richtig, da glitzern einige Glühlämpchen, die man sonst nicht sieht. Da ist ein Warenhaus noch greller beleuchtet als sonst. Hier wird sogar eine ganze, sonst unbeleuchtete Hauswand mit Scheinwerfern bestrahlt.

Wer sucht, der findet. Nach einigem Suchen kann man sogar entdecken, daß Berlin heute „im Licht" ist.

Man merkt es vor allem an der verstärkten Judenreklame in der Tauentzienstraße.

*

Zur Feier des Lichtfestes hat man in Berlin die Verkehrsampeln ausgedreht. Infolgedessen besteht die ganze City nur mehr aus einem unentwirrbaren Knäuel von Menschen, Autos und Pferden.

Das Riesenroß freilich, das dafür verantwortlich ist, frißt gemütlich seinen Hafer am Alexanderplatz und läßt sich der Welt Jammer wenig grämen.

*

Ich flüchte nach Tempelhof zum „Lichtfest“ am Flughafen.

Das weite Feld ist in tiefe Nacht gehüllt, wohl um die vereinzelten Lichtquellen um so pikanter kontrastieren zu lassen.

Dafür ist für umfangreiche Sumpflandschaften gesorgt, über die ein unendlicher Menschenstrom kaltblütig — oder doch mindestens kaltfüßig — sich hinwälzt.

Wenn wir als Buben in den Weinbergen des Neckartals unbefugterweise herumstiegen, erschreckte uns zuweilen die knarrende Rätsche des Feldhüters.

Solch ein disharmonischer Quarrlaut ertönt plötzlich über mir. Erst langsam wird mir klar, daß da ein Lautsprecher die Rede Alfred Brauns vom Flug über Berlin wiedergibt. Braun scheint tibetanisch zu sprechen.

*

Der „historische Festzug“ kommt. Einige Postkutschen mäßigen Alters, ein Pferdeomnibus aus unserer Jugendzeit, einige alte, nur noch in Kleinstädten gebräuchliche Straßenkehrmaschinen. Ein paar ziemlich spärlich mit Glühbirnen besetzte Autos. Schluß.

Es ist unglaublich, was man dem Volke heute alles bieten kann. Man vollführt einige möglichst harmonielose Quäk- und Quietschtöne — das Volk läßt sich einreden, das sei Musik. Man läßt einige alte, ausgediente Karren herumfahren und behauptet, das sei ein historischer Festzug — das Volk staunt. Man zündet einige bescheidene Lämpchen an und behauptet, das sei ein Lichtfest — dem Volke geht noch immer kein „Licht“ auf.

*

Auf den Plätzen zu 50 Pfennig und 2 Mark stehen Zehntausende herum und bewundern den breiten Rücken ihrer Vordermänner. Denn mehr ist beim besten Willen nicht zu sehen.

Die größten Betrüger sind heutzutage die Behörden.

Dafür „verschenkt“ der Magistrat Kinderfackeln. Prächtig in d e n Farben, mit denen in Deutschlands Heldenzeit die Landesverräter ihre Flugblätter zierten und die später gesetzlich geschützt wurden. Die stolze Aufschrift lautet: „Berliner Volkszeitung“.

Das riecht bedenklich nach Bestechung.

Tut nichts. Jung und alt bemächtigt sich freudig der Lämpchen. Gelehrte Häupter und würdige Matronen sah ich mit ganzen Fackelsammlungen durchs

Gelände stolzieren. Als gehaltlose (in jeder Beziehung!) Reklamechefs für Mosse.

Und als nun — auf ihre Kosten — mit Blitz und Krach ein Feuerwerk losprasselt, sind sie vollends glücklich.

Wie kindisch-albern ist doch unser Volk geworden.

*

Inmitten des Gewühls stehen zwei Jungen in schlichtem Arbeitskleid und schauen hochmütig herab auf diesen wandelnden Blödsinn.

Sie sind einsam unter Zehntausenden. Als ich ihre kühnen, stolzen Gesichter sehe, weiß ich, das können nur Nationalsozialisten sein.

Und richtig, schon heben sie den Arm zum Gruß. „Heil Hitler!"

Das deutsche Volk scheidet sich heute in Masse und — Nationalsozialisten.

*

Die Lichter erlöschen. Das Feld leert sich.

Still werden die Straßen.

Ein Sonntag ist vorüber. Und Reif legt sich schimmernd wieder über die Dächer.

5. Von Drill, Kadavergehorsam und Disziplin

Es war am 1. Mai 1923.

Den ganzen Tag hatten wir Gewehr bei Fuß auf dem Exerzierplatz Oberwiesenfeld bei München gestanden, um marxistische Putschversuche und Straßendemonstrationen unterbinden zu können.

Abends rückten wir in die Stadt ein, nachdem wir vorher unsere Gewehre wieder an die Reichswehr abgegeben hatten.

S.A., Oberland, Reichsflagge und Wiking.

In endlosem und scheinbar gut diszipliniertem Zuge ging es durch die nordwestlichen Stadtteile, als plötzlich in einer Seitenstraße ein Zug mit roten Fahnen und Musik auftauchte.

Mit einem Schlage war unsere Marschkolonne aufgelöst. Keiner der Führer konnte seinen Trupp noch zusammenhalten. Mit enormem Aufwand von Geschrei stürzte alles wie sinnlos auf den marxistischen Demonstrationszug, der seinerseits wie durch Zauberschlag verschwunden war.

Nur der rote Fahnenträger stand rat- und hilflos im Gelände. Er hatte nicht mehr rechtzeitig ein Kellerloch gefunden.

Nun ging seine schöne seidene Fahne in Flammen auf. In allen Fenstern, auf allen Balkonen aber erschien plötzlich, als alles vorbei war, das Heer der Spießbürger und freute sich des errungenen „Sieges".

Wir allerdings freuten uns weniger. Denn es hatte sich gezeigt, daß die scheinbar doch so tadellose Disziplin auf den ersten Anhieb in nichts zerflatterte.

Beim Anblick des Gegners hatte sich die geschlossen marschierende Truppe in einen wilden, brüllenden Haufen verwandelt. Wäre der Gegner nicht noch undisziplinierter, wäre er nicht die personifizierte Feigheit gewesen, hätte er gar geschossen, die Wirkung wäre katastrophal gewesen.

Bei der geringsten Belastungsprobe hatte die Disziplin hier schon versagt. Eine Truppe, mit der man die Geschicke eines Volkes meistern will, muß so gedrillt sein, daß sie auch in den schwierigsten Situationen in der Hand ihrer Führer bleibt.

*

Zehn Jahre nach der „glorreichen Revolution" demonstrieren die Sozialdemokraten und anschließend die Kommunisten im Lustgarten.

Ich habe fleißig mitdemonstriert.

Nicht als ob ich den Unterschied zwischen heute und der Zeit vor 50 Jahren, zwischen Sozialistengesetz und Republikschutzgesetz so groß fände, daß sich eine Feier lohnte.

Was damals die Sozialdemokraten durchmachten, machen heute die Nationalsozialisten durch. Damals schwang man den Säbel und heute den Gummiknüppel. Der Erfolg wird heute derselbe sein wie damals. Wenn ein Regime einer jungen

Bewegung nichts anderes mehr entgegenzusetzen hat als die brutale Gewalt, dann ist das immer der Anfang vom Ende! Und die Zeit ist nicht mehr ferne, da die Unterdrückten von heute die Sieger von morgen sein werden.

Das also ist es nicht, was mich veranlaßt, mich unter die Reihen der Demonstranten zu mischen. Es ist die bloße Neugier. Das ist gewiß ein Laster, aber ich bin nun einmal so. Ein Opfer meines Berufes.

Wie ein Verzweifelter suche ich. Ich suche den Hunger, ich suche den Kampfgeist, ich suche den harten Willen unter diesen vielen Zehntausenden.

Aber ich suche vergebens. Hier sind die Satten, die Bäuche, die Trägen und Feigen. Diese gegen die Unterdrückung vor 50 Jahren demonstrierenden Unterdrücker von heute sind bürgerlicher als die bürgerlichsten Kegelbrüder von Timpelhausen.

Kaum einer unter den fast Fünfzigtausend, den ich in unsere Reihen wünschte. Keiner, dem man es zutrauen möchte, daß er die Tore des Reichstages mit seinem Leibe zu decken bereit wäre. Dafür halten sie ja ihre blauen und grauen Prätorianer. Aber auch die römischen Tyrannen wurden später von ihren eigenen Prätorianern gestürzt . . .

Hier ist alles Teig, schleimiger Massenbrei. Mir wird schier übel davon. Das kann nur noch mit knalligen Transparenten gegen längst gestürzte Götter aus Großväterzeiten kämpfen. Heute ist es leicht, die Strohpuppe eines Bismarck aufzuknüpfen. Damals war Euch der Mann zu groß. Ob aber auch Ihr, die Erben des Einsamen, groß genug seid, um nicht einmal die Schlinge um den eigenen, lebendigen Hals gelegt zu bekommen — das, Ihr Herren, ist die Frage. Nicht jeder hat das Glück, erst dreißig Jahre nach seinem Tode aufgehängt zu werden.

Heute freilich folgen Euch Eure Schäflein noch. Es ist ja so ungefährlich. Der Gegner ist noch so schwach. So schwach wie die Sozialdemokratie — vor 50 Jahren.

So trotten sie gemächlich hinter ihren Führern her und kämpfen mit ihnen gegen verstaubte Phantome. Für eine Idee, die seit zehn Jahren schon Leichnam ist.

Kadavergehorsam!

*

Dudeldudeldudeldei!

Jetzt scheint erst die richtige Kirchweih loszugehen.

Bei dieser kommunistischen Schalmeienmusik muß ich immer an Mazzen denken — ungesäuerte Brote. Hering in Himbeersaft.

Es ist schwer, sich etwas Geschmackloseres, Saft- und Kraftloseres vorzustellen. —

Aber nun kommen sie anmarschiert.

Trug vorhin jeder dritte Mann eine schwarzrotgelbe Fahne, so hat hier nur jeder zehnte eine rote.

Dazwischen Transparente. Immer nur gegen die sozialdemokratische Konkurrenz. Teilweise nicht ohne Witz.

Kein Zweifel, in der Gefolgschaft ist hier noch mehr Ehrlichkeit und mehr Kampfwille anzutreffen. Und weniger Bauch.

Gewiß auch unendlich viel Niederrassigkeit und Verlumpung. Aber zehn Prozent aus diesen Massen sind noch wertvoll und werden früher oder später einmal sich einreihen in die Kampffront des sozialistischen Nationalismus.

Das täuscht nicht darüber hinweg, daß es da drüben im Lager auch des röteren Marxismus bergab geht.

Was ist nur aus dem R.F.B. geworden!?

Früher war er uns vorbildlich in seiner Disziplin und eisernen Geschlossenheit. Vor der Wucht der marschierenden Arbeiterbataillone konnte es einem wohl etwas bänglich zumute werden, wenn man sich darüber klar war, daß dieser Marsch, von selbstsüchtigen, gewissenlosen Führern geleitet, an ein falsches Ziel, ja zur vollkommensten Versklavung eben der um ihre Befreiung Kämpfenden führe.

Das ist vorbei.

Abgesehen davon, daß die Begeisterung gründlich verregnet: da ist nichts mehr zu spüren von unwiderstehlicher Wucht, von disziplinierter Geschlossenheit.

Ein heilloses Wirrsal von unordentlichen Marschkolonnen Uniformierter, untermischt mit Zivil und Weibern. Viele „Soldaten der Revolution" führen ihre Mädchen am Arm, und saure Drops oder heiße Würstchen sind ihnen wichtiger als der ganze Aufmarsch. Eine einzige, vielleicht 80 Mann starke Kolonne sehe ich, die wirklich in strammer Marschordnung und eindrucksvoller Disziplin marschiert. Das ist aber auch alles.

Kurz, hier marschiert keine revolutionäre Armee, sondern ein wüster Sauhaufen.

Und damit wollt Ihr die Freiheit erkämpfen? Da lachen ja die Hühner!

*

Die nationalsozialistische Revolution wird auf legalem Wege durchgeführt werden. Dies für den Herrn Staatsanwalt.

Revolution, das kann nicht oft genug betont werden, hat mit Krachschlagen, Rucksack und langen Fingern nichts zu tun. Sie bedeutet nichts anderes als Durchsetzung grundlegend neuer Ideen im Staatsleben. Das Wie ist eine Frage zweiter Ordnung.

Deshalb war die Novemberrevolution von 1918 keine Revolution. Sie war eine ideenlose Rucksackangelegenheit.

Wobei es belanglos bleibt, daß in diese Rucksäcke nicht nur goldene Zahnstocher, sondern mitunter ganze Schlösser, kaiserliche Möbel und Ministerstühle hineingingen.

Daß unsere Stunde uns einmal eine wirkliche Revolution (auf legalem Wege, Herr Staatsanwalt!) bringt, dafür bürgen uns die Persönlichkeiten unserer Führer, vor allem Adolf Hitler.

Eine Revolution, auch wenn sie mit Gewalt durchgesetzt werden sollte (ich spreche hier ganz allgemein-historisch, Herr Staatsanwalt!), wird um so unblutiger verlaufen und um so restloser durchgeführt werden können, je disziplinierter die Kämpfer (die geistigen Kämpfer, Herr Staatsanwalt!) dieser Revolution sind.

Das hat mit Kadavergehorsam nichts zu tun. Kadavergehorsam gibt es nur da, wo man nicht um lebendige Ideen kämpft. Also heute etwa im Reichsbanner.

Die moralische Kraft, die von einer aufs äußerste disziplinierten Armee ausgeht, kann allein schon genügen, ohne Kampf jeden Widerstand zu brechen.

Und nur d i e Revolution wird nicht im Chaos untergehen, sondern ihre geistigen Kräfte voll entwickeln können, die sich auf die Disziplin einer solchen Armee stützen kann.

Der Begriff Armee hat natürlich in diesem Falle mit Waffen und Uniformen nichts zu tun. —

An Euch, Braunhemden, ist es, aus solchen Erwägungen die Lehren zu ziehen.

Und nun lächelt, Auguren! Lächelt und — irrt!

6. Novembersymphonie

s regnet . . .

Es regnet . . .

Es regnet . . .

Novembersymphonie!

Noch dämmert nicht der trübe Tag herauf, da beginnt es schon. Leise erst in feuchtem Sprühen. Dann anschwellend in trostlosem, melancholischem Rauschen.

Schlick, schlack; schlick, schlack.

Schlickschlick, schlackschlack; schlickschlick, schlackschlack.

Schneller, immer schneller tropft es von Bäumen und Dächern.

Wind klatscht die Tropfen an die Fenster der Grunewaldvilla.

Gießbäche plätschern in den Dachrinnen.

Die schwermütige Musik des Spätherbstes wiegt so sanft in traumlosen Schlaf.

Eben heimgekehrt von sinnlich durchtaumelter Nacht streckt sich die Dame des Hauses behaglich in seidene Kissen und schlummert dem Mittag entgegen . . .

In der Ackerstraße reißt sich ein arbeitsmüder Junge vom knarrenden Lager.

Und schnallt sein Koppel übers braune Hemd.

*

Es regnet . . .

Was schert das den braunen Kämpfer?

Im Norden, im Süden, im Osten, im Westen sammeln sich die braunen Trupps. Die Stürme.

Fahren hinaus in den trübseligen Novembertag.

Was Regen! Was Kälte!

Sie tragen ja ihre sonnige Zukunftshoffnung im Herzen.

Ihr Reich, das sie sich erkämpfen wollen und dessen Adel sie sein werden.

Hunderte und Hunderte sammeln sich in Erkner. Standarte um Standarte.

S.A.-Berlin tritt an.

*

Graubärtige Landjäger stehen da. Alte, ehrliche Soldaten. Ihre Feldwebelherzen schlagen höher, wie sie diese mannhafte, disziplinierte Jugend sehen.

Nun müssen sie die Braunhemden nach Waffen durchsuchen. Sie tun es gewissenhaft, aber nicht unfreundlich.

Mit Ausnahmen freilich. Einer schnauzt gewaltig. Aber die Strafe bleibt nicht aus.

Ha, was ist das!? — Sein scharfes Auge blickt grimmig auf einen S.A.-Mann, der mit verdächtiger Geschäftigkeit seinem Nachbar offenbar einen Revolver zu verstecken gibt.

„Was haben Sie da? Geben Sie her!“

Freundlich lächelnd entkorkt der S.A.-Mann seine gleich einer Pistole geformte Flasche.

„Ein Gläschen Tee gefällig?"

Feuerrot läuft da der Grimmige an. Und kehrt dem Spötter stumm den Rükken. —

Verdrießlich gähnt in der Grunewaldvilla, den Schlaf abschüttelnd, die Zofe.

*

Es regnet stärker...

Die Waffendurchsuchung ist beendet. Ergebnislos wie immer.

Nun geht es hinaus aufs Feld zu Sport und Spiel.

Stundenlang tummelt die braune Schar sich in Wetter und Wind.

Da sind sie alle bei der Sache. Denn ihnen ist Sport nicht Selbstzweck und Modenarrheit. Nur Mittel ist er zu höherem Zweck.

Endlich, nach fleißiger, mühevoller Arbeit rufen laute Kommandos zum Sammeln.

Die Uhr geht auf zwei, da treten nach kurzer Bahnfahrt die langen Kolonnen in Friedrichshagen an zum Marsch auf Berlin...

Auf silbernem Tablett serviert die Zofe der Dame duftenden Mokka und köstliches Gebäck am seidenen Bett.

Die Drohnen der Daweskolonie sind erwacht.

*

Es regnet noch stärker . . .

Dumpf klingen die Trommeln der „Lehrabteilung", die an der Spitze des Zuges marschiert.

Durch Cöpenick geht der Marsch. Dann durch Wald, durch nassen, tropfenden Wald.

Schwer werden die Fahnen und Standarten.

Längst ist die Nässe durchs braune Hemd gedrungen. Tut nichts. Die Haut ist ja wasserdicht. Frohe Stimmung liegt über der Kolonne.

Es soll ja heute durch Neukölln gehen. Durchs rote Neukölln.

Junge, Junge! Weißt Du noch, damals? Vor genau zwei Jahren. War das ein Hexensabbat! Blumentöpfe hat es geregnet. Und wir nur 300 Mann! Na, heute können wir uns schon sehen lassen dagegen. Aber Blut kann es wieder kosten...

Die Dame wirft sich in große Toilette. Heute will sie das Leben wieder einmal genießen!

*

Es regnet Bindfaden . . .

Durch Johannistal geht es.

Die Roten brüllen aus den Fenstern und aus den Wirtschaften. Aber keiner traut sich heran.

Viele auch winken und freuen sich. Endlich einmal etwas anderes als verlotterte Kommunistenhaufen.

Da ist Geist, da ist Feuer, da ist Zucht!

Da ist Zukunft!! —

Wieder umfängt uns Wald, von dem ein kalter Novemberwind die letzten nassen Blätter weht.

Ein getreues Dickerchen mit alkoholisch blinzelnden Augen ist seufzend mitmarschiert. Schon seit Friedrichshagen. Auswinden könnte man ihn wie einen Schwamm.

Die Braunhemden lachen und gönnen ihm den Regen, der sie selbst wenig bekümmert. Sie kennen ihn ja alle, den Kriminalkommissar Erdmann. Manches Spottwort muß der Unglückliche über sich ergehen lassen. —

Dann taucht Britz auf.

Die Kolonne hält. Die große Kapelle der „Lehrabteilung" setzt sich an ihre Spitze.

Auch der Gauführer wartet hier auf seine braunen Jungens, die ihn freudig begrüßen.

Nun geht's hinein nach Berlin.

Da blitzen die Augen. Tausend Sonnen leuchten plötzlich durch Regen und Nebel . . .

Am Arme ihres schwarzgelockten Kavaliers besteigt die Dame die blitzende Limousine.

*

Ein großer Filmpalast am Kurfürstendamm.

Ein Unternehmen, das in den Händen des Führers einer „nationalen" Partei ist. Seit kurzem erst eröffnet.

Bühnenteil.

Ein Tänzerpaar verrenkt auf mehr oder weniger graziöse Art seine Glieder. Beifall. Vorhang.

Nächste Nummer. Eine Riesenjazzkapelle. Beifall auf Vorschuß begrüßt sie.

Ein Höllenlärm geht los. Die grauenvollsten Mißtöne, Peiniger des Trommelfells, durchschneiden die Luft. Es ist, als würden ein Dutzend Hunde und Katzen wechselweise in den Schwanz gekniffen.

Der Kapellmeister taktiert mit Armen, Beinen und Hinterteil. Ein wahrer Botokudentanz.

Es ist eine Unverschämtheit, Kulturmenschen so etwas als Musik vorzusetzen. Das mag für Schimpansen, Juden und vielleicht auch noch für Neger gut sein, aber nicht für Menschen.

Das Viehzeug von Publikum rast Beifall.

Dies Publikum steht allerdings noch unter dem Kongoneger. Amüsierpöbel des Westens . . .

Zur gleichen Zeit marschiert der junge Adel der Nation durch das rote Neukölln. —

*

Der Regen wird zum Wolkenbruch . . .

Der Gauführer ist vorausgefahren.

Kurz vor dem Hermannsplatz läßt er den Wagen halten. Steigt aus.

Hier ist die gefährlichste Gegend. Zusammenstöße sind wahrscheinlich. Da will er mit der S.A. marschieren.

Schmetternde Musik kommt näher und näher.

Der Zug naht. Ein Schwall von Menschen nebenher.

Mit stolz erhobenem Kopf, in peinlich genauer Richtung und eisernem Gleichschritt marschiert die S.A.

Und — fast ist es eine leise Enttäuschung — kein Gegner läßt sich blicken. Hie und da wird aus sicherem Fenster ein „Rot-Front" laut. Aber häufiger noch ist Zustimmung und Heilruf.

Ein S.A.-Mann kommt gelaufen. In Britz hatte man ihn festgenommen. Ein Kommunist hatte auf ihn eingeschlagen. Die Schupo griff sich beide. Den Roten ließ sie laufen, der S.A.-Mann wurde auf das Überfallauto verpackt. Wie immer.

Nun hat er es fertig gebracht — der Himmel weiß wie — seinen Wächtern zu entkommen und tritt wieder in Reih und Glied. So sind sie. Satanskerle —

Die Gefahrzone ist überwunden. Die „Kommune" hat geschlafen. Es war ihr wohl zu naß.

Bei schlechtem Wetter findet die kommunistische Revolution im Saale statt.

*

Es regnet, daß man fast durch die Luft schwimmen kann . . .

Der Zug nähert sich dem Halleschen Tor.

Mächtig dröhnt es durch die dunkle Regennacht:

„Deutschland, Deutschland über alles . . ."

Dies Lied, bis zum Erbrechen in Bierlokalen abgeleiert, wie ergreifend kann es doch klingen, wenn es im Rhythmus des Marschtritts ehrlich begeisterter Massen durch die Straßen brandet.

„Abteilung — halt! — — Weggetreten!"—

Die Dame schwelgt derweilen in den Armen ihres Kavaliers. Sie muß die Zeit nützen, in der das Laster Narrenfreiheit hat. Ihr blüht kein Drittes Reich.

7. Hitler im Sportpalast

Weiche, linde Luft streicht durch die Straßen der Riesenstadt.

Den ganzen Morgen hat es geregnet. Nun blickt leuchtendes Blau durch zerrissene, eilende Wolken.

Noch ist die Nacht nicht über das Häusermeer niedergesunken, da eilen aus allen Vierteln der Reichshauptstadt Tausende und aber Tausende zum Sportpalast, Berlins gewaltiger Festhalle.

An allen Straßenecken schrien es seit Tagen rote Riesenplakate von den Säulen: „Adolf Hitler spricht im Sportpalast! Zum ersten Male öffentlich in Berlin!“

Nun ist der große Tag gekommen.

*

Als die Abendkassen geöffnet werden, stehen schon viele Hunderte vor den Toren.

Eine Stunde später ist der ungeheure Saal gefüllt, nicht lange darauf polizeilich gesperrt.

Die Polizei scheint vom Märkertag her gelernt zu haben. Sie sperrt die Potsdamer Straße vor dem Sportpalast eisern ab und läßt nur die mit Karten Bewaffneten hindurch.

Am Eingang zum Versammlungsraum sind starke S.A.-Abteilungen aufgebaut, die schon von außen der Versammlung ein eigenartiges, mitreißendes Gepräge geben.

Nur ein Bruchteil der S.A. versieht im Saale ihren Dienst.

Und doch diese nie geträumte Überfülle, die selbst das am Märkertag Gesehene weit in den Schatten stellt!

*

Mühsam dränge ich mich durch die Massen.

Auch der Pressetisch ist dicht besetzt.

Noch nie hat die Presse an einer unserer Versammlungen so ungeheuren Anteil genommen wie diesmal. Ich zähle über hundert Pressevertreter.

Aber bald kann man Presse und Publikum nicht mehr unterscheiden, so gewaltig ist der Ansturm.

Man kann sich auf seinem Platze nicht mehr rühren. Kaum die Hand zum Schreiben bewegen.

*

Immer wieder müssen die Stuhlreihen zusammenrücken. Von hinten, von der Seite.

Aber mit froher Laune trägt die Masse die Unbill der Enge.

Es geht ja um etwas so viel Wichtigeres als um einen gemütlichen Platz.

Mit schneidigem, klingendem Spiel kürzt die Reichsmusiklehrabteilung die Stunden des Harrens.

Immer wieder erheben die musterhaft gespielten, schmetternden Märsche der Kapelle Fuhsel und des längst rühmlichst bekannten Spielmannskorps.

Diese Musik ist soviel wert wie ein glänzender Versammlungsredner.

*

Immer wieder klingen Heilrufe auf, wenn bekannte Führer der Bewegung eintreffen.

Nacheinander erscheinen fast alle Reichstags- und Landtagsabgeordneten der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.

Besonderer Jubel begrüßt General Epp, dessen markanter Charakterkopf jugendlich blickt, als hätte er vierzig und nicht sechzig Winter gesehen.

Aber nicht nur nationalsozialistische Abgeordnete sind es, die zur Rede des Führers herbeiströmen. Auch zahlreiche Prominente anderer Parteien und Verbände sind zu sehen.

Alles, was noch ehrlich eine deutsche Zukunft anstrebt, will den mehr und mehr vom Glanze des Erfolges umstrahlten Führer der nationalsozialistischen Bewegung sehen und hören.

*

Dann plötzlich braust vom Eingang her, rasch sich durch den ganzen Riesensaal verbreitend, ein ungeheurer Jubelsturm auf.

Hitler kommt! Der Führer ist da!

Geleitet von Männern der Schutzstaffel, gefolgt von Berlins Gauführer, schreitet er den schmalen Gang entlang.

*

Wie ein Ehrendach erheben sich über ihm die grüßenden Arme.

Endlos ist der Jubel.

Und gleich brandet er wieder aufs neue auf, als unter schmetternder Musik die heiligen Zeichen der Bewegung, die Standarten und Fahnen von baumlangen S.A.-Männern hereingetragen werden.

Rechts und links von der aufgebauten Rednerbühne leuchten sie nun in ihren flammenden Farben.

*

Schon wieder neuer Jubel.

Der Gauführer Berlins ist auf die Rednerbühne getreten.

Mit klarer Stimme eröffnet er die Versammlung, in der nach Aufhebung des Redeverbots Adolf Hitler zum ersten Male öffentlich in Berlin sprechen könne.

Die Überfüllung dieses größten Saales sei die beste Quittung auf die Schande des Redeverbots.

*

Jetzt betritt Adolf Hitler die Bühne.

Da will die jauchzende Begeisterung überhaupt nicht mehr abebben.

In leuchtendem Blau blitzen seine Augen über die Massen.

Endlich kann er reden. Eine Rede, wie wir sie so gewaltig im Inhalt und Aufbau, so mitreißend in ihrem edlen Fanatismus selbst bei ihm nicht gewohnt sind.

Immer wieder steigt tosender Beifall aus den Zehntausenden auf.

Und als er schließt, rast ein solcher Sturm durch den hochgewölbten Saal, wie der Sportpalast ihn wohl noch nie erlebt hat.

Der Führer hat gesprochen.

8. Verbrecherhöhlen in Berlin W

Die Ganovenvereine „Immertreu“ und „Felsenfest“ haben im Verein mit ihren ebenbürtigen Gegnern, den „ehrsamen Handwerkern“ und bolschewistischen Zimmerleuten, den Berliner Osten wieder als Verbrecherviertel zu Ehren gebracht.

„Da sind wir im Westen doch glücklicher dran“, denkt manch ehrsamer Bürgersmann und ahnt nicht, daß es im Westen genau wie im Osten organisierte Verbrechervereine und ausgesprochene Mörderhöhlen gibt.

*

Der Einladung eines Kommissars des nationalsozialistischen Morddezernats folgend, entschloß ich mich in einer Dienstagnacht zu einem informatorischen Bummel durch einige der verrufensten Lokale zwischen Lützowstraße und Bülowstraße.

Schlag elf Uhr treffen wir uns in sternheller Winternacht vor einem Lokal in der Genthiner Straße, das im Mordfall Kütemeyer eine besondere Rolle spielt. Vor und in diesem Lokal fand nach neueren Ermittelungen eine zweite Schlägerei statt, die Kütemeyer schon so ziemlich den Rest gab.

Es ist ein auf den ersten Blick nicht einmal unfreundlich aussehendes Lokal. Vor der Theke streiten sich einige mehr oder minder zweifelhafte Gestalten über den Stand des Sechstagerennens und über die Laufbahn von Dempseys Manager. Im Hinterraum spielen Kavaliere mit ihren Dämchen Mühle und scherzen über Grippe und Portemonnaiehusten.

Sieht man sich genauer um, so entdeckt man freilich manchen Stuhl, dessen zerbrochene Lehne bestimmt nicht an einem gemächlich sich anlehnenden Rücken in Stücke ging. Am Boden zeigt mir mein Mentor eine Stelle, wo noch Wochen nach der scheußlichen Mißhandlung Kütemeyers die Spuren einer großen Blutlache zu sehen waren.

Aber heute ist es noch früh in der Nacht, und die Stimmung ist friedlich. Aus dem sonst recht redseligen Wirt ist nichts über den Verlauf der Schlägerei herauszubringen. Er heißt Hase und weiß von nichts. Sein Grog aber ist gut und steif.

Wir ziehen — zwar nicht mit Gesang — aber doch in ein anderes „Restaurang“. Das Verkehrslokal jenes Oberkellners Irmer, der als einer der Haupttäter bei der Mißhandlung Kütemeyers in Frage kommt.

Es ist schon Mitternacht vorüber, als wir die steilen Stufen zu dem im Erdgeschoß gelegenen Restaurant in der Derfflingerstraße hinabsteigen.

Ein kleiner, verqualmter Raum. Aus einer Ecke irgendwo quietscht jämmerlich ein Grammophon. Eingekeilt zwischen Tischen und Theke drängen sich verwegen tanzende Paare.

Mißtrauische Blicke empfangen uns — Fremde. Aber mein Mentor weiß schnell Vertrauen zu gewinnen und entwickelt sich zum Stimmungsmacher der Gesellschaft.

Sinnlos Betrunkene lallen unverständliches Zeug, in das doch lauernde Ohren Sinn zu bringen verstehen. Mancher Verbrecher wird in solchen Lagen entlarvt.

Hier erfährt man auch von dem Dasein der „Immertreu"-Konkurrenz. Der „Klub des Westens" vertritt hier den „Ring". Und würdig vertritt er ihn.

Wieder in der Genthiner Straße. Ein anderes Lokal. Es ist das Verkehrslokal der Chauffeure, die im Fall Kütemeyer eine Rolle spielen, und von denen wertvolle Zeugenaussagen zu ermitteln sind.

Ein langgestreckter, düsterer Wirtsraum. Am Ofen wärmen sich bieder dreinblickende Chauffeure. An der Theke lärmt „Kommune". Taumelt schließlich zankend zur Tür hinaus.

Es wird still — gähnend still. Die Uhr geht auf zwei.

*

Um drei erst wird das nächste und letzte Lokal aufgemacht, das wir auf unserer Rundreise berühren wollen.

Inzwischen besichtigen wir eingehend den Tatort. Alle die Unmöglichkeiten der polizeilichen Folgerungen werden einem da erst richtig klar.

Ein breiter, ebener Rasenstreifen trennt das Gitter vom Landwehrkanal, der heute träge und voll Eis seine Fluten vorüberwälzt. Auch ein Fall über das Gitter könnte also noch lange nicht zum Sturz in den Kanal führen. Dagegen müßte man annehmen, daß es den Fallenden warnen und wieder zur Besinnung bringen würde.

Auch die Zeugenaussagen versteht mein Führer an Ort und Stelle trefflich zu beleuchten.

Aber es ist ein frostiger Spaziergang. Ein eisiger Ost pfeift durch die Straßen. Bei jedem Atemzug friert uns die Nase zu.

So wenden wir uns denn wieder südwärts, nicht weil die südliche Sonne dort Wärme spenden würde, sondern in der Hoffnung, im Bülowkrug, unserem letzten Ziel, die eingefrorenen Glieder wieder auftauen zu können.

*

Ein Riese, der mich lebhaft an den berühmten Vetter Nick erinnert, steht als Zerberus unter der Tür. Gnädig läßt er uns passieren.

Drinnen in engen Räumen ein beispielloses Gedränge.

Verwegenste Zuhälter- und Verbrechertypen neben eleganten Kavalieren und behäbigen Spießern. Dazwischen zahllos wie Sand am Meere jene unglücklichen und glücklichen Geschöpfe, die der Berliner Volksmund „Nutten" nennt.

Auch hier findet man zahlreiche Gestalten, die in den Fall Kütemeyer verwickelt sind. Ein junger Chauffeur gesellt sich zu uns, mit rohen Gesichtszügen und

brutalen Gorillahänden. Mein Führer kennt ihn als einen der gewiegtesten Verbrecher jenes Viertels. Heute ist er friedlich und scherzt und lacht mit uns als mit seinesgleichen. Wenn er wüßte . . .!

Wie sehr die Einrichtung solcher Lokale in unserer Demokratie schon gewissermaßen amtlich ist, und wie man die unglücklichen Mädchen direkt zur Prostitution zwingt, erhellt aus einer Erzählung, die ich am Nebentisch hören konnte.

Da berichtet so ein stellungsloses, vor Monaten schon bei Tietz entlassenes Mädchen ihrer Freundin unter Tränen, daß sie vom Wohlfahrtsamt in der Steglitzer Straße, als sie um Unterstützung nachsuchte, hart angelassen wurde, andere Mädchen brauchten doch auch keine Unterstützung, die ließen sich von ihren „Freunden" helfen. Aufgabe des nationalsozialistischen Staates wird es sein, hier gründlich Wandel zu schaffen und die Prostitution wirksam zu bekämpfen, nicht nur durch Gesetze, als vielmehr in erster Linie durch grundlegende Besserung der ganzen sozialen Verhältnisse.

*

Plötzlich entsteht Tumult. In einer Ecke ist Streit losgebrochen. Zwei muskulöse Burschen stehen einander in Boxstellung gegenüber. Rings schließt sich ein Ring sensationslüsterner, blutgieriger Zuschauer. „Gib ihm, Maxe!" — „Druff, Willi!"

Schon fallen die ersten Schläge, da erscheint plötzlich, eines Hauptes höher denn alles Volk umher, unser „Vetter Nick". Mit zwei gelassenen Griffen befördert er die Kampfhähne zur Türe hinaus.

Nach diesem „Höhepunkt" beschließen wir den Abend, der zum Morgen geworden ist. Gegen sechs Uhr komme ich nach Hause und stelle befriedigt fest, daß merkwürdigerweise meine Brieftasche noch an ihrem Platze ist.

9. „Schweinsohren“

Der 10. Februar im eisigen Winter 1929 war eine harte Probe für Idealismus, Manneszucht und Ausdauer unserer braunen Jungens. Gleich sei es vorweggenommen: sie haben die Probe glänzend bestanden.

Seit langem war dieser Tag für einen Ausmarsch sämtlicher Berliner Standarten, teils nach Bernau, teils nach Potsdam vorgesehen. Da begann am Tage vorher ein plötzlicher, gewaltiger Temperatursturz, der den vorübergehend gelinde gewordenen Frost in sibirische Kälte verwandelte.

Als die Standartenführer am Sonntagmorgen sich marschbereit machten, starrten sie entsetzt auf das Thermometer, dessen Quecksilbersäule in der Nähe des dreißigsten Kältegrades sich bewegte.

Was tun? Den Marsch absagen? Durch nichts hätten sie ihre Braunhemden mehr beleidigen können.

Also marschieren, trotz Kälte und pfeifendem Wind!

*

Sta. I und II sollten nach Potsdam marschieren. Sta. I tritt Punkt 9 Uhr in Dallgow-Döberitz an. Die Beteiligung ist überraschend groß. Ein S.A.-Mann fürchtet den Teufel nicht, wenn es den Dienst an der Bewegung gilt, wie sollte er da vor Frost und Sturmwind weichen?

S.A.-Mann Maikowski, derselbe, der vor mehr denn Jahresfrist von kommunistischen Mordbuben niedergestochen wurde und ein trauriges Weihnachtsfest zwischen Leben und Tod durchlitt, ist jetzt wieder munter in den braunen Reihen. Er erzählt:

„Mit Gesang ging es über Dallgow-Seeburg, Krampnitz, Groß-Glienicke nach Potsdam. Hinter Dallgow kommt der Befehl: Marschkolonne, Marschordnung!

Bei mehreren Kameraden zeigen sich jetzt als Folgen der Kälte auf Ohren und Nasen weiße Flecken, die durch kräftiges Reiben beseitigt werden.

Wie wir in Seeburg ankommen, sind es noch immer 27 Grad. Hier wird kurze Rast gemacht. Nachdem mit einigem Korn die innere Wärme und durch Einreiben mit Petroleum die äußere Wärme wieder hergestellt ist, geht es weiter. Nach einiger Zeit kommen wir in einen Wald, der uns endlich etwas Deckung vor dem eisigen Wind gibt . . .“

*

Die Landstraße ist trotz der Kälte stark belebt mit Autos. Um ihnen Raum zu geben und ewiges Ausweichen zu vermeiden, läßt der Standartenführer „zwei Rotten rechts, zwei Rotten links“ marschieren.

Schon haben zahlreiche Autos die Durchfahrt passiert, als blitzschnell ein Herrenfahrer dahergebraust kommt. Plötzlich macht er einen scharfen Bogen und fährt mitten in die marschierende Kolonne hinein. Zwei S.A.-Leute liegen wie tot

hingemäht im Schnee. Der Fahrer aber gibt Vollgas und saust eilends davon, geleitet von den Verwünschungen der Braunhemden.

„Der Strolch kann von Glück sagen, daß er uns nicht in die Hände gefallen ist", schreibt Maikowski in seiner begreiflichen kameradschaftlichen Erregung.

So groß die Roheit dieses Autofahrers ist, so menschenfreundlich zeigt sich der Besitzer des nächsten Wagens, der Frau und Kind aussteigen läßt, um die beiden Verwundeten aufzunehmen.

Im Städtischen Krankenhaus in Potsdam finden die beiden Unglücklichen Aufnahme. Hier können auch ihre Verletzungen festgestellt werden. Dem einen ist der linke Oberarm gebrochen. Außerdem hat er eine schwere Gehirnerschütterung davongetragen. Der andere hat das rechte Bein gebrochen.

Nachdem noch mit einem zweiten Auto der Täter verfolgt worden war, so daß seine Feststellung gelang, wird der Marsch auf Potsdam fortgesetzt, wo eine halbe Stunde später auch Sta. II eintrifft. Um 4 Uhr nachmittags treten beide Standarten am Bahnhof Potsdam weg. Noch am Abend aber müssen eine ganze Reihe der Braunhemden erfrorene Ohren oder Zehen und andere Gliedmaßen von Ärzten behandeln lassen.

*

Schlimmer noch hatten die Standarten III, IV und V unter der Kälte zu leiden. Im Norden Berlins betrug die Kälte vielfach 35, ja bis zu 40 Grad, während der Ostwind ungehemmt über die verschneiten Felder fegte.

Trotzdem ist auch hier die Beteiligung ungewöhnlich stark. Vor allem Sta. IV zeichnet sich durch zahlenmäßige Stärke aus. Auch die „Spielmöpse" der Lehrabteilung sind vollzählig erschienen und spielen trotz der Kälte — eine unerhörte Leistung.

Von Zerpenick aus geht es in dreistündigem Marsch nach Blumberg, dem „roten Moskau" Brandenburgs. Die Kälte ist wahrlich moskowitisch. Bald gibt es viele erfrorene Ohren, geschwollene Bäuche usw. Aber die Stimmung bleibt glänzend. Die immer länger und dicker werdenden Ohren werden als „Schweinsohren" belacht. Fröhlicher Gesang steigt in die frostklirrende Winterluft.

Am schlimmsten haben es die Fahnenträger. Starr und steif werden die Hände an den kalten Stangen. Alle Augenblicke müssen sie die Fahne auf die andere Schulter wechseln, um die freigewordene Hand mühsam wieder aufzutauen.

Die Ohren? Ach du lieber Gott, an die können sie überhaupt nicht mehr denken. Mögen sie erfrieren, aber von ihrem heiligen Tuch lassen die Treuen nicht.

*

Der Einmarsch in Blumberg wird zur Sensation für das eingeschneite Städtchen. Den Einwohnern ist die staunende Hochachtung vor der Leistung der Braunhemden vom Gesicht abzulesen. „Bei d i e Kälte seid Ihr auch unterwegs? Alle Hochachtung!"

Auf um so besseren Boden fällt die Rede, die Dr. Goebbels, der im offenen (!) Auto gekommen war, auf dem Marktplatz hält. Diese Kundgebung wird für den großen Film „Kampf um Berlin“, der später seine Uraufführung in der Reichshauptstadt erlebt, aufgenommen. Aber auch dem Kurbelmann spielt die Kälte übel mit. Auch der bringt hier ein Opfer.

*

Auf den ursprünglich geplanten Weitermarsch wird verzichtet. Es sind genug Ohren und andere Gliedmaßen erfroren.

Du aber, verehrter Spießer, der Du zu Hause hinter dem Ofen sitzt und denkst: „Was für ein Blödsinn, bei der Kälte einen Ausmarsch zu machen“, wisse, daß der S.A.-Mann nicht zwecklos Strapazen erduldet. Er ist sich klar darüber, daß er einst noch viel härteren Proben ausgesetzt sein wird, die zu ertragen gelernt sein will. Er weiß aber auch, das hat er an den bewundernden Mienen der harten märkischen Bauern gesehen, daß er sich an jenem Tage nicht umsonst der mörderischen Kälte ausgesetzt hat. Das genügt ihm. Es geht ja um Deutschlands Freiheit. Und darum, Spießer, Hut ab vor unseren braunen Jungens!



10. Gummiknüppel über Berlin

Es geht wieder los.

Der Zusammenbruch ihres faulen, korrupten Systems läßt die Herren noch nervöser werden, als sie so schon sind.

Sie wackeln energisch mit ihren liberalen Zöpfen von Anno dazumal und fuchteln gar gewaltig mit ihren demokratischen Gummiknüppeln.

Regt Euch wieder ab, Ihr wandelnden Symbole einer stumpfsinnigen Vergangenheit.

Mit Euren hysterischen Wutanfällen dreht Ihr das Rad der Weltgeschichte auch nicht mehr zurück.

Verkriecht Euch wieder in Eure Paulskirche, von wo Ihr schwätzend Euren Ausgang nahmt. Vielleicht richten wir sie Euch als Naturschutzpark ein, um Eure selten blödsinnige Gattung Mensch unseren Enkeln als Merkwürdigkeit und abschreckendes Beispiel zu überliefern. Homo Quasselfritzii, zu deutsch der Demokrat, in seiner Urform sowie in seiner „nationalen" und seiner marxistischen Abwandlung.

Anders habt Ihr in Deutschland nichts mehr zu suchen. Ihr vermochtet es nicht, das Reich zu schaffen. Das mußte der „Krautjunker" Bismarck für Euch tun. Doch zugrunde gerichtet habt Ihr es freilich in verblüffender Schnelligkeit.

Jetzt aber kommt über Euch die Nemesis der Weltgeschichte.

Jetzt kommen wir Jungen, um nach Eurer Epoche des Verfalls und der Zerstörung ein neues Zeitalter formgebender Schöpferkraft heraufzuführen.

Noch sucht Ihr unter Verleugnung all Eurer Ideologien durch geistlosen Terror Eure Throne zu stützen.

Wir können warten. Wir sind die Jungen. „Mit uns zieht die neue Zeit". Aber je länger es dauert, um so furchtbarer wird die Abrechnung sein. Also, in Eurem eigenen Interesse:

Abtreten, Ihr Herren!

*

Das war wieder einmal eine Spitzenleistung, was die getreuen Knechte unseres Nasobems nach der Justizkundgebung im Kriegervereinshaus fertig brachten.

Ich sage ausdrücklich nicht „die Schupo"; denn glücklicherweise sind längst nicht alle Grün- und Blauröcke mehr „getreue Knechte" des Mannes mit dem gesetzlich geschützten Namen. Es beginnt auch da zu tagen.

Aber immerhin gibt es unter ihnen noch genug Sklavenseelen, die mehr Wert auf rasche Beförderung denn auf anständige Gesinnung legen.

Das zeigte sich eben an jenem Abend, als nach Schluß der Versammlung über 4000 Menschen aus dem Kriegervereinshaus herausströmten.

Leider konnten sich nicht all die Tausende mit einem Schlag in Luft auflösen, und da auch der Zugang zur Untergrundbahn alsbald durch einen Massenandrang verstopft war, wälzte sich der Strom der Versammlungsbesucher durch die Chausseestraße der Invalidenstraße zu, um die dort vorhandenen zahlreichen Verkehrsmittel benutzen zu können. Diese Gelegenheit nun ergriff die Polizei — ich bitte dabei immer die eben erwähnten Einschränkungen zu machen — um ihre bübischen Methoden zur Anwendung zu bringen.

Mit geschwungenem Gummiknüppel stürzte sie sich auf die Menge, ohne einen anderen Anlaß, als daß diese Menge eben da war.

Blind und wahllos wird mit dem Zepter der Demokratie dreingeschlagen. Auf Greise, auf Frauen, auf Kriegsbeschädigte.

An einer Straßenbahnhaltestelle bleiben einige Leute stehen, um in die Bahn einzusteigen und sich so dem Getümmel zu entziehen.

Schon ist auch die Polizei da.

„Weitergehen, weitergehen!" — Gummiknüppel sausen.

Ein paar Kühne — wie kann man auch in der Demokratie so unverschämt sein — wagen den Widerspruch: „Wir wollen ja nur auf die Straßenbahn warten".

„Wir werden Euch schon Fahrgelegenheit geben", schreit sie ein Hauptwachtmeister an, winkt das nächste Bereitschaftsauto heran, und dann wird aufgeladen.

Man muß das mit angesehen haben, um einen richtigen Begriff von diesem „Aufladen" zu bekommen. Mit Worten läßt sich solche Brutalität nicht ausdrücken.

Da wird das Opfer im Genick gepackt, erhält erst einige Gummiknüppelhiebe über den Schädel, bis es sich nicht mehr rührt, um dann kopfüber wie ein Sack auf den Wagen geworfen zu werden. Sollte das unglückliche Opfer dabei immer noch zappeln, so wird es — das wurde mehrfach beobachtet, — mit dem Kopf gegen die eisernen Gitter des Wagens gestoßen, bis der „Widerstand gegen die Staatsgewalt" gebrochen ist.

Ob Junge, ob Greis, ob Frau, ob Invalide — in der Demokratie ist ja „alles gleich".

*

Als der also beladene Wagen sich in Bewegung setzt, ertönen aus der Menge einige, wohl aus Mitleid und Solidaritätsgefühl mit den armen Gefangenen unwillkürlich entsprungene Heilrufe.

Wieder Halt. Wieder „Aufladen". Wobei man mit Vorliebe solche erwischt, die nicht einmal das staatsgefährliche „Verbrechen" des Heilrufens begangen haben.

Ein Grüner fällt auf, der einen wehrlosen Kriegsinvaliden besonders bestialisch

mißhandelt. Ein Bekannter des Mißhandelten geht zu dem zuständigen Hauptmann, um sich die Nummer des Rohlings geben zu lassen.

Der läßt ihn hochfahrend an:

„Die Nummer bekommen Sie nicht, ich bin im Dienst.“

Da sich der Frager durch diese eigenartige Logik — bekanntlich ist es gerade eine Dienstvorschrift, daß die Nummern gegeben werden müssen — nicht verblüffen läßt, bezieht er abermals einen wütenden Anschnauzer, der ihm bereits die Aussicht auf Verhaftung wegen „Störung einer Amtshandlung“ eröffnet.

Nun wendet er sich an einen in der Nähe befindlichen Polizeimajor, der sich offenbar seiner dienstlichen Verpflichtungen besser bewußt ist. „Sagen Sie dem Hauptmann“, erhält er zur Antwort, „Sie kämen von mir, er solle Ihnen die Nummer geben.“

Der Polizeihauptmann versucht noch, den Beamten zu verleugnen, der sei gerade nicht da.

„Aber er steht ja neben Ihnen.“

Eine Reihe von Zeugen bestätigt das. So muß der Hauptmann schließlich kapitulieren.

„Dann müssen Sie schon Ihre Nummer herausgeben.“

Wütend stößt er es hervor. Es ist die Nummer 179, Bereitschaft 7.

*

Überhaupt scheinen verschiedene sehr eigenartige Polizeioffiziere diesmal ihr Unwesen getrieben zu haben.

Es ist freilich verständlich, daß die Herren keine Zeugen ihrer Bestialitäten zu haben wünschen, daß sie aber so weit gehen — wie dies ein Polizeihauptmann tat —, ihren Leuten bei Beginn ihrer Aktion zuzurufen: „Wenn jemand Zeugen aufschreiben will, gleich zwischenschlagen!“, so kann man das nur noch als demokratisch bezeichnen.

Trotz dieses schönen Befehls ist es uns doch gelungen, nicht nur diese Äußerung selbst, sondern auch alle anderen hier angeführten Vorkommnisse durch Zeugenaussagen zu erhärten.

*

Von der Polizei getrieben, gelangte schließlich ein Teil der Menge bis in die Gegend des Bahnhofs Friedrichstraße.

Plötzlich kommt ein neues Überfallauto herangebraust. Die Mannschaft springt ab, und wieder saust der Gummiknüppel. Auch dieser Wagen wird mit „Schlachtopfern“ angefüllt.

Wie wahllos die Verhaftungen vorgenommen wurden, zeigt am besten die Tatsache, daß eine zufällig des Weges kommende Frau aus Hermsdorf, die weder in der Versammlung war noch mit der Bewegung irgend etwas zu tun hatte, gleichfalls verhaftet und ohne Vernehmung 12 Stunden festgehalten

wurde. Man beabsichtigt offenbar, die Leute gewaltsam zu Nationalsozialisten zu machen.

Uns kann es recht sein. Wir haben es ja so leicht. Wir brauchen nur die durch dieses System mißhandelten oder wirtschaftlich zerbrochenen Menschen zu sammeln und zu organisieren.

So schafft uns die Demokratie selbst die Armee, mit der wir sie zerschmettern werden. —

Legal, legal, Herr Staatsanwalt!

Das also ist der „Kampfmai 1929“! —

Ich bin ein neugieriger Mensch und wollte mit eigenen Augen sehen, wie das Proletariat an seinem „Weltfeiertag“ mit den Kapitalisten aufräumt.

Also pilgere ich durch den reichen Westen, über den Kurfürstendamm und rund um die Gedächtniskirche.

Aber siehe da, nicht eine rote Nelke ist zu sehen!

Vielleicht fürchten die Kämpfer der „Weltrevolution“ das gewaltige Polizeiaufgebot, das die Paläste der Ausbeuter schützt?

Ach, dieses Polizeiaufgebot, es ist nicht am Kurfürstendamm. Einsam rudern dort Verkehrsschutzleute an den Straßenkreuzen.

Selbst die westlichen Bezirke der K.P.D. haben ihre Versammlungspunkte weit nach Osten hin verlegt. Es wäre ja auch zu grausam, den armen Juden am Kurfürstendamm den Morgenschlaf zu stören.

*

Weiter also. Zum Wittenbergplatz. Dort soll sich um halb elf Uhr die Charlottenburger „Kommune“ treffen.

Richtig tauchen auch einige rote Nelken auf, die sich in losen, pendelnden Gruppen auf dem Platze bewegen. Zuletzt mögen es gegen zweihundert sein.

Schließlich setzen sie sich, halb freiwillig, halb von der Polizei, die dort mit zwei Autos angetreten ist, gedrängt, in östlicher Richtung auf den Nollendorfplatz zu in Bewegung.

Mein Begleiter, ein Charlottenburger S.A.-Mann, wird angerempelt. Obwohl „getarnt“, ist er von Charlottenburger Marxisten erkannt worden.

Nun folgt uns eine vielleicht zehnköpfige Horde, eine passende Gelegenheit zum Überfall suchend.

Bald scheint diese auch gekommen. Ein Kommunistentrupp vor uns wird aufmerksam, bleibt stehen und erwartet uns. Die Polizei ist weit und beschäftigt.

Da wir zwei keine Lust verspüren, uns von zehnfacher Übermacht zwecklos zusammenhauen zu lassen, treten wir — einziger Ausweg — in ein Café, an dessen Eingang wir gerade angelangt sind.

Zwar ist es zu dieser Tageszeit völlig menschenleer. Nicht einmal eine Bedienung läßt sich blicken. Aber glücklicherweise verzichten unsere Gegner darauf, uns hierher zu folgen. Sie hätten uns hier ungestört abtun können.

*

Bald ist die Luft wieder rein, und wir ziehen weiter. Zum Potsdamer Platz, wo um 1 Uhr die „gewaltige Massenkundgebung des revolutionären Proletariats“ stattfinden soll.

O welch eine Pleite!

Der Platz ist kaum belebter als sonst. Die roten Nelken wagen nur zerstreut als harmlose Spaziergänger umherzuwandeln.

In der Königgrätzer Straße haben sich einige hundert zu einem randalierenden Haufen zusammengerottet, werden jedoch von sausenden Gummiknüppeln bald zerstreut.

Der Massenaufmarsch auf dem Potsdamer Platz ist schon bei den ersten kümmerlichen Versuchen kläglich gescheitert. Deutsche Arbeiter werden von deutschen Beamten verdroschen.

In Wertheims protzigem Warenhauspalast aber drängen sich idiotische Käufer.

*

Vielleicht ist am Alexanderplatz, dem anderen Hauptdemonstrationspunkt, mehr los?

Also dorthin.

Wieder dasselbe Bild. Schupo beherrscht den Platz. An den Rändern stehen einige hundert rote Nelken. Machtlos und stumm.

Eine niedergedrückte Stimmung liegt über diesen Menschen.

Überfallautos, beladen mit Gefangenen, rollen vorüber. Die da droben sitzen still und apathisch auf den Wagen. Nur ein graubärtiger, bieder blickender Mann grüßt die Genossen auf der Straße mit erhobener Faust.

Die Menge aber schweigt gedrückt, wie teilnahmlos.

Kein flammender Kampfgeist, kein revolutionärer Schwung, wie wir ihn bei unseren Braunhemden gewohnt sind.

Ist es deshalb, weil man nirgendwo mit tapferem Beispiel vorangehende Führer sieht? Dämmert es den roten Nelken, daß sie von ihren Bonzen verraten und verkauft sind?

Wo ist Max Hölz mit seiner großen Klappe, der sich „an die Spitze des Zuges" stellen wollte?

Wo sind sie, alle die Herren, die das Proletariat in dieses aussichtslose Beginnen hineingehetzt haben?

Wo sind sie, denen es auf zahllose Tote nicht ankommen wollte? Tote, nicht etwa für die Durchsetzung eines großen Kampfzieles, sondern für eine Radauunternehmung, die darum sinnlos ist, weil zu ihrer Durchführung den Aufpeitschern der Massen die Macht von vornherein völlig abging.

Die Abgeordneten Ende und Schulz scheinen die einzigen zu sein, die den Mut aufbrachten, selbst zur Demonstration zu erscheinen.

Wie lange wird der deutsche Arbeiter sich noch von solchem Führergesindel in den Tod hetzen lassen?

*

In den Tod!

Denn nun beginnt die Komödie zur Tragödie zu werden.

Nach dem kläglichen Scheitern der geplanten Demonstrationen am Alexanderplatz und am Potsdamer Platz ziehen sich die Kommunisten in ihre Hochburgen am Wedding und in Neukölln zurück, um da einen Kleinkrieg gegen die verhaßten Horden Zörgiebels zu führen.

So kommt es in diesen roten Vierteln zu ebenso heftigen wie sinnlosen Schießereien, die erschreckend viele Opfer an Toten und Verwundeten kosten, ohne daß damit der Sache des Proletariats in irgend etwas gedient wäre.

Die Ausbeuter aber sitzen im Westen Berlins behaglich in ihren Klubsesseln, während Max Hölz im friedlichen Wilmersdorf vor fünfhundert Männlein und Weiblein im geschlossenen Saale wieder seine Klappe aufreißt und den heutigen „Sieg der K. P. D." verkündet.

*

In der Bockbrauerei in der Fidicinstraße vereinigen sich zur selben Stunde die Nationalsozialisten, soweit sie nicht ein größeres Interesse nach den Kampfzonen in Neukölln und am Wedding zieht, zu einer deutschen Maifeier.

Dort spricht der Berliner Gauführer und verklärt uns diesen zu einem Bluttag des Arbeitermordes und Klassenkampfes herabgewürdigten Tag zu einem Feiertag der Arbeit, den zu begehen der nationalsozialistische Staat als Pflicht ansehen wird.

Als wir durch das nächtliche Berlin nach Hause fahren, scheint überall wieder Ruhe eingekehrt zu sein.

Was hat es auch schon gegeben? Ein paar tote Proleten, ein paar kneifende Bonzen. Ein sozialdemokratischer Polizeipräsident, der die kapitalistische Demokratie wieder einmal gerettet hat.

Weltfeiertag!

Jaromir:
von rosen ein Krantzelein

REPUBLIKANISCHE HOFGEDICHTE

1. Die richtige Adresse

Der englische Außenminister Chamberlain hat erklärt, daß Deutschland auf Räumung des Rheinlandes keinen Anspruch hat.

Welch reizende Adventsbescherung
Sir Austen Chamberlains Erklärung,
und wie erhebend fürs Gemüt
war erst der Geist, den sie verriet!

Es war, wenn man es recht betrachtet
(man hat dies noch nicht so beachtet),
ganz einfach ein Gebot der Zeit:
ausgleichende Gerechtigkeit.

Wer ist es wohl, der sich nicht kränkt,
wenn er der Ohrfeigen gedenkt,
die Müller, als nach Genf er ging,
von Briand klatschend dort empfing?

Wir alle wußten doch das eine:
es waren Stresemannen seine,
und nur weil dieser nicht vorhanden,
hat man sie Müllern zugestanden.

Der Saldo ist nunmehr bereinigt,
das sei Herrn Stresemann bescheinigt:
Sir Chamberlains Schlag in die Fresse
ging an die richtige Adresse!

2. Herr Stresemann!

Als Sie in München waren,
da ist Ihnen folgendes widerfahren:
Es haben ein paar Leute gepfiffen.
Herr Stresemann, haben Sie das begriffen?
Gewiß, es war vielleicht insoweit
eine kleine Taktlosigkeit,
wie sie derjenige immer empfindet,
dem man gradaus die Wahrheit verkündet.
Immerhin, Sie wurden ins Bild gesetzt,
daß man Sie nicht besonders schätzt,
Ihre „Politik" hält man für Utopie,
man nimmt Sie nicht ernst, man pfeift auf Sie.

Herr Stresemann! Als Sie vom Gare du Nord
abfuhren, da kam folgendes vor:
Es haben ein paar Leute gepfiffen.
Herr Stresemann, haben Sie das begriffen?
Gewiß . . . (siehe oben, bis:) Utopie,
man nimmt Sie nicht ernst, man pfeift auf Sie.

Sie haben geradezu unerlaubt
naiv stets an den Erfolg geglaubt
und wurden um jede Hoffnung betrogen:
Haben in Locarno den kürzern gezogen,
durften in Thoiry die Zeche bezahlen,
fielen durch bei den Münchener Wahlen,
und während Sie den Kellogg-Pakt mitgestalten,
werden im Rheinland Manöver gehalten — — —
Herr Stresemann, wann begreifen Sie endlich:
Man pfeift auf Sie geradezu schändlich!?
— Und wann werden Sie die Konsequenz dazu finden
und verschwinden . . .?

3. Stresemann gegen Zaleski

In einer düstern Waldesmitten
belauerten mich zwei Banditen.
Der eine nahm mir mein Gepäck,
der andere Rock und Weste weg,
der wieder hat die Schuh geklaut,
und so ging's fort bis auf die Haut.
So war denn schließlich nur die Frage
des Lösegelds noch in der Waage.
Die zwei war'n riesig nett zu mir,
traktierten mich mit Wurst und Bier,
nur wenn ich selbst was sagte, so
bekam ich eins auf den Popo.
Daraus ersah ich aber klar,
wie nah ich schon am Ziele war,
und ich hielt selbst den Hintern hin,
da ich für glatte Arbeit bin.
Nun hatten aber jene zwei
noch einen kleinen Hund dabei,
und dieser Köter wollte gern
gemäß dem Beispiel seiner Herrn,
diewiel ich grad im tiefsten Bücken,
mich einfach in die Waden zwicken
(nachdem er mich erst angekläfft).
Ha ! ! !
Dem verdarb ich das Geschäft!
Dem sagte ich — bei meiner Ehre! —
ganz kalt, was er für einer wäre,
ich könnte auch die Fäuste ballen
und ließ' mir niemals nichts gefallen . . .
Der Köter: Na! nicht einen Hauch!
Und, denkt euch, die Banditen auch!

Mein Grundsatz: Laß dir nichts gefallen,
bleib fest! das imponiert bei allen,
(Das gilt auch für die Räuberbrut.
Allein — wir stehn uns viel zu gut . . .!)

4. Urlaub für Deutschland!

Wahrhaftig! Sogar auf Urlaub in Cannes
arbeitet der kostbare Stresemann
an seinem Amt ohne Unterbrechung
und läßt sich zu wichtiger Besprechung
die Botschafter kommen aus Rom und Paris
und verhandelt in rebus politicis!

Da wird über neue „Versöhnung" geknobelt
und neue Silberstreifen gehobelt,
„Erfolge" gemanaget und unverdrossen
neue Reichstagswahlen beschlossen,
„erfüllt?" und „gesichert" ohne Ermüden
unterm blauen Himmel im sonnigen Süden.

Es ist zum Lachen. Und zum Weinen dazu!
Warum gönnt er sich (und uns!) keine Ruh?
Ließ er's beim Urlaub mal richtig bewenden
und wirklich die Politik aus den Händen:
Das wäre die einzige Aussicht noch,
daß Deutschland wieder ein bißchen käm' hoch!

5. Gründliche Arbeit in Genf

Als unser Müller im Völkerbunde
den Finger gelegt auf die Abrüstungswunde
(es irrt der Mensch, solang er strebt),
da hat ihm der Briand eine geklebt.

Da schrien die Chauvinisten-Kanaken,
man müsse sogleich die Koffer packen
und Genf verlassen im Augenblick —
aber sie hatten damit kein Glück.

Denn der Graf Bernstorff blieb eisern da,
weil er die gute Gelegenheit sah
beim zweiten Abrüstungsverhandlungsgang
zu einem weiteren Maulschellempfang.

Da schrien die Nationalisten schon wieder,
aber die Delegation blieb bieder,
und so hat man denn dem seßhaften Gast
noch schnell ein paar in die Fresse verpaßt.

Erst als die Ohrfeigen, die man in petto
für Deutschland hatte, sämtliche netto
von uns entgegengenommen waren,
konnten die Herren nach Hause fahren.

6. Nobelpreis und Sprachlehre

Geneigter Leser, dies ist wichtig!
„Nobelpreis" sprichst du meist nicht richtig!
Das Wort kommt nicht von „nobel" her,
der Ton liegt auf dem „bel" vielmehr.

Nobél aus Stockholm-Saltsjösunden
hat einst das Dynamit erfunden,
weswegen man auch konsequent
die Stiftung Friedenspreis benennt.

Man sieht, es ist gar nicht so ohne,
daß man ein Wort auch recht betone,
speziell ein Fremdwort heißt oft nicht
das, was man meint (wenn man's falsch spricht).

Und man begreift: solch Sprachverwirrung
führt oft zu peinlichster Verirrung —
der Ton macht meistens die Musik
(besonders in der Politik).

Als Beispiel sei hier hergenommen,
was jüngst den Friedenspreis bekommen
(das gibt dann so'nen Kladdradatsch),
denn was man „Quidde" schreibt — heißt „Quatsch"!

7. Der Femerichter an die Reichswehr

Ich weiß nicht — drücken wir uns noch die Hand,
ehe wir weiterwandern?
Wir haben uns einstmals gut gekannt,
einer den andern.

Wir sind einst nebeneinander marschiert
und waren gemeinsam Soldaten,
wir wurden einst gemeinsam geführt,
gemeinsam beschimpft und verraten.

Der Rettung für unser Vaterland
galt unser Kampf bis aufs Messer,
Ja ja — einst habt ihr uns gut gekannt,
jetzt — kennen wir euch noch besser.

Jetzt — plötzlich wißt ihr von uns nichts mehr,
jetzt sind wir nur mehr Rebellen,
jetzt fochten wir nicht mehr für Deutschlands Ehr',
jetzt sind wir nur Spießgesellen.

Wir haben unsere Arbeit getan
in Not und Tod und Bedrängnis —
jetzt fängt für euch die Karriere an
und für uns das Gefängnis.

8. Beleidigungen

In einer Sitzung des Reichstages wurde der Abg. Strasser ausgeschlossen, weil er den Finanzminister Hilferding einen „negroiden Juden aus Galizien“ genannt hatte.

Jetzt diesmal sind sie unversöhnlich!
Daß wer als „negroider Jud“
bezeichnet wird, ist ungewöhnlich,
da packt sie doch die große Wut.

Der Fall ist für sie doppelt scheußlich,
denn die Bezeichnung negroid
ist wissenschaftlich unabweislich,
und ditto ist es auch der Jüd.

Man denke nur einmal zur krassern
Verdeutlichung an das Prinzip:
es nennte demnächst einer Strassern
„Dinarischer Germanentyp!“

Zwar glaub' ich nicht, daß er gekränkt ist,
denn Strasser ist ja nur ein Goj,
dieweil uns Hilferding geschenkt ist
als Jude und mit Portefoj.

Der Gegensatz ist ja recht nieblich,
im sogenannten Deutschen Reich
beleidigt man sich unterschiedlich:
mit Lüge uns, mit Wahrheit euch.

9. Sozialdemokratische Familienszene

Na, seht ihr, ihr alten Sozialdemokraten,
nun riecht ihr allmählich wohl auch den Braten,
wie das im allgemeinen so geht
mit der schönen Solidarität!

Da gibt es nicht Meinung, Ansicht und Neigung,
da gibt es nur eine „Überzeugung" —
die wird euch von den Bonzen diktiert,
und wehe dem, der nicht pariert!

Potz Cohn und Moses!, das wäre ja heiter,
wenn jeder Prolet und Erdarbeiter
sich seine eigene Meinung erlaubt
und gar an die Bonzen nicht mehr glaubt!

Nur immer brav nach Kandare und Zügel,
und wer nicht will, der kriegt eben Prügel:
Gesinnung und Beitrag gehören der Partei —
im übrigen seid ihr durchaus frei . . .

10. Schlag auf Schlag

Wenn ein Nationalsozialist
der Schupo als solcher kenntlich ist,
so wird er, ohne langes Fragen,
niedergeschlagen.

Wenn er dagegen protestiert
Und bei den Behörden vorstellig wird,
so wird die Behandlung solch lästiger Klagen
niedergeschlagen.

Man glaubt nämlich, wenn man solches tut,
dämpft man den Nazisozis den Mut,
sie würden an ihrer Sendung verzagen,
niedergeschlagen.

Hier liegt der Fehler der Rechnerei
der braven Berliner Polizei.
Schikaniert uns und schlagt uns tot —
jede Roheit, jedes Verbot,
jeder Meineid und jede Hetze,
jeder Bruch der Verfassungsgesetze
macht uns stärker!
Euere Schuld!
Schenkt uns nur weiterhin eure „Huld"
und ihr werdet in baldigen Tagen
wiedergeschlagen.

11. Lied der Warenhausjuden

Wir führen den Kitsch und wir führen den Schund,
wir richten die kleinen Läden zugrund',
wir beuten die kleinen Kunden aus,
die Masse bringt's, im Warenhaus.

Wenn irgendwo eine Fabrik verkracht,
wir haben darauf schon lange acht,
wir kaufen den ganzen Restbestand
und sind für billige Preise bekannt.

Macht sonst irgendwo eine Firma bankrott —
vom Automobil bis zum Himbeerkompott,
wir kaufen alles in Mengen an
und bringen es wieder an den Mann.

Wo immer die Existenzen scheitern,
da können wir ramschen, da können wir schleudern,
Solange noch Kaufleute pleite gehn,
solange sind wir mit Ware versehn.

Wir liefern prompt und bedienen willig
und sind vor allem überaus billig.
Die Qualität ist uns nicht so wichtig,
aber annoncier'n tun wir richtig.

So schlecht kann gar keiner fabrizieren,
daß wir's nicht als „Spezialität" propagieren,
und fällt das auch mal einem Kunden auf,
er kommt schon wieder zum „Ausverkauf".

Wir führen den Kitsch und wir führen den Schund,
wir richten die kleinen Läden zugrund',
wir beuten die kleinen Kunden aus,
die Masse bringt's, im Warenhaus.

12. Jonny spielt auf

Jaja, das findet ihr nu keß:
Ein Nigger-Song und ein Beschiß muß
vorkommen, Kino, Charleston, Jazz —
so was nennt ihr dann „Realismus".

Wir gönnen euch das Amüsemang!
Nur ein Moment bedarf der Schlichtung:
Preist doch nicht immer jeden Stank
und jeden Rülps als „neue Richtung".

Sogar Herr Luppe wird mobil
und schreibt zum „Jonny" Kommentare —
nee, Kinder, ist's auch euer Stil,
ist's drum noch nicht der einzig wahre.

Und schaut ihr mal in was hinein
und nehmt dort Affen wahr und Schweine,
dann mag's vielleicht ein Spiegel sein —
doch Kunst ist's keine.

Auge: Winke, jetz' und' ihn!

RANDBEMERKUNGEN EINES RESPEKTLOSEN

1. Wir marschiern

Ick hab Muttan jesacht, detse all meine Sachn nachsehen möchte, ick müßte üba Sonnabnd weg.

Wir machtn aus Berlin raus, da were Jeneralappell.

Na, Muttan wa det nich so janz recht. Det koste so ville, Fahrt unn Stulln unn Nachtquartier.

Ick hab Muttan velleichte azehlt, det det bloß injebilte Schwierichkeetn sind.

Fahrjeld?

Na, unn wenn ick meine silbane Insejnungsuhr uff die Fandleihe trage, det Jeld kommt raus. Also die eene sojenannte Schwierichkeet is behobn.

Stulln?

Erstns sind wa Kohldampfschiebn jewöhnt. Zweetns jenüjn zur Not ooch een pa schmalzene Stulln, unn drittns helfn sich bei uns die Kameradn unn Parteijenossn jejnseitich. Also ooch det fellt weg.

Nachtquartier?

„Weeste, Mutta, bei son Tach haut man sich schon mal schnell in eene Ecke unn pennt, det det eene Ooge det andre nich sieht, außadem wirds schon irjendwo een Massnquartier jebn. Siehste, Mutta, Du wirst det nicht so vastehn, aberst wenn man so in de Nacht vor een jroßn Tach liejt, denn kann man bei seine Vorfreude janich schlafn. Unn janz früh springt man doch auf, wenn man übahaupt jeschlafn hat.

Siehste, Mutta, da sieht man imma neue Kolonnen. Jeda det jleiche Hemd unn det jleiche Zeichn unn die jleiche Jesinnung. Unn alle wissn wa, da steht eena deine Führa, der Dir den Wech weist, unn den de Deine Weltanschauung zu vadankn hast. Unn denn fliecht der Arm schon hoch und du mußt Heil rufn, weilde sonst vor Freude fast platzn könntest. Vor dir siehste Scharen unn hinta dir. Imma neue Kolonnen, Mutta, weeßte, wennde det sehen könntest.

Unn ick jeh hin. Unn wenn ick die janze Nacht krumm liejn müßte.

Ick fahr zum Jeneralappell.

Mutta, denk Dir doch, wie wa da uffmarschiern unn unse herrliche rote Fahne zeijn, wie det leuchtet üba uns.

Mutta, mits Vasteckn isset vorbei.

Wir marschiern, Mutta, unn Dein Junge mit.

Da hat Mutta mir den Kopp jestreichelt, als wennick nochn kleena Junge wer: „Jeh mit Jott, mein Junge!"

2. Dawes, det sind die Jroschn von uns

Neulich komm ick jrade von Abeet nach Hause unn eß mein Abnbrot, een schönet schmackhaftet Julasch, weil mal wieda Fleeschtach wa zu Hause, da azehlt ma Mutta so janz nebnbei, det Alfred mal wieda da wa. Alfred is eena, der uff die feine Tur jeht, er is Dentist unn kommt imma bloß zu mir, wenna Langeweile hat. Ick jeh davor öftas in seine Stammkonditorei, wobeia sich jeniert. Denn ick jeh ins braune Hemde unn er in Lackschuh.

Na, ick denke, stimmt ja, et is ja wieda mal so weit, Alfretn schamrot vor seine Bekanntn zu machn, jeh man nach Rüchlings Konditorei. Ick also hin.

Da sitzta schon alleene an een Marmortischchn unn möchte vor Schreck am liebstn in de Toalette wetzn. Also er jeniert sich — siehe Braunhemd unn Lackschuh — is sonst aberst janz nett, bloß ebn die Leute, nich, unn er is ebn vor det feine. Ick laß ihm den Schreckn so richtich auskostn unn jeh janz lanksam von Tisch zu Tisch, wo ick übaall Bekannte zu sitzn habe, die ooch nich feina sind als Alfred.

Alfred machtn säualichet Jesichte, erholt sich aberst rasch. Ick verjrößa noch mal rasch sein Schmerz, indem dettickn uff de Schulta kloppe und laut sage: „Jutnabnd, Traum meina Nächte!" Det is ihm zu unfein.

Na, wir untahaltn uns, bald komm noch zwee Bekannte zu, unn da habn wa janz nett azehlt.

Ick trinke mein Kaffee, da sacht eena: „Eijntlich ne Schande, det mit jedn Troppn automatisch wat an Dawes jezahlt wird!" „Ja", meent sein Nachba, „wir habn Schuldn unn wissn nich wie." Alfred fracht: „Wie kommt det?"

Ick sage: „Weil wa tun, als ob Deutschland een adlija Jardeleutnant is. Der is leichtsinnich unn hat Jeld vort Spiel unn alle möchliche Menkenke, unn anstatt sparsam zu sind oda Vata an de dicke Marie zu zuppn, jehta zum Wuchra unn pumpt. 10 Mille, untaschriebn vor 20, 30 Prozent Zinsen. Det jeht ne Weile unn uff eenmal is der Kladderadatsch da. Siehste, der Leutnant is Deutschland, der Wuchra det amerikanische Kapital. Anstatt sich uff die eijnen Jeldquelln zu besinnen unn nich kostspielje Experimente zu machn, wie se hier in Berlin zum Beispiel Mode sind. Erst pumpnse, unn nachher jehnse mitn Hosnbodn voll Jrundeis.

Du kannst ooch an Kümmelblettchn denkn. Kommste da in de Wuhlheide bei sone Jesellschaft, jewinnste erst, dette schon een pa neue Stiebeln winkn siehst, aberst denn, haut den Lukas, zahle, dette det alte Jesellschaftsspiel ausjezeichnet liebn lernst: Pinke, Pinke klamm.

Na ja, schließlich isset ooch so mitn Baua, der sich wat pumpt, nachne schlechte Ernte nich zahln kann, unn Haus unn Hof los wird.

Unn kiek Dir den Wuchra beim Jardeleutnant an, den Kümmelblettchnspiela in de Wuhlheide oda den Valeiha beim Bauan, jedesmal isset een Jude. Denn

seh Dir die Feldjeba von Deutschland an, doch Judn, unn der vorjeschobne Mann, der Dawes, det is doch wenichstens een ehemalija Bankdefraudant.

Siehste, Alfred, det haste Dir janich übalecht, wie det is. Du liest doch so ville Romane, wo von vaschuldete Leutnants drin vorkommt, da is denn imma der Wuchra hintaher, detse keene ruhije Minute habn, siehste, so isset ebn doch mit uns. Uns jehts wie eem vaschuldetn Bauan, der muß erst mal Teile herjebn. Wat bei den Wald is, wat abjeholzt wird, is bei uns Reichsbahn, die ausjenutzt wird, wat bei den die vom Halm vakoofte Ernte, is bei uns Steua uff Kaffee, Ziejarettn, Zucka, Milch, Bier unn so weita. Unn den Schleppa vor Kümmelblettchn machn unsre eijnen Minista unn der Reichstach.

Det is Dawesdeutschland: Jardeleutnant, Baua unn Kümmelblettchnspiela.
D a w e s, d e t s i n d d i e J r o s c h n v o n u n s.

3. Beinah bin ick rinjefalln

Vorichten Sonntach willick jrade aus de Türe raus, um een biskn det scheene Wetta auszunützn, steht da een langa Kerl, will jrade anfangn eene lange Jeschichte zu azehln. Wat, denkick, denn kennste doch? Richtich, der is in RFB. unn hat früha mal in unse Straße jewohnt, der kommt nu also bei mir mit de Hand uff. Ick sach ihn trotzdem, ick tete eene Lage schmeißn, oba mit wollte. Na, er wollte, weil seine Tur so ziemlich zu Ende wa.

„Seit wann jehstn Türklinkn putzn?" frachickn. „Ach, schon ne janze Weile. Weeßte, ick bin Teichaffe, aberst det jibt imma bloß Aushilfn, unn dauand haste nischt. Bei de Kommune machick nich mehr mit, da kriejick nu keene Untastützung mehr unn außadem bedrohnse jedn Becka, der mir behelt."

„Warum biste da wegjemacht?" „Ach, da hat ma manchet nich jepaßt. Weeßte, im Jrunde is man ja imma son bißkn Militarist, Judnjejna unn so. Bei eene Übung habick jemeckat, det wa üban Kriech schimpn unn dabei übn unn det in Rußland uff Jas gelernt wird, aschossn unn so. Na, da hamse mir vatrimmt unn jesacht, ick were Faschist. Du weeßt, ick wollte Dir früha imma mal die Schnauzn voll haun unn hab keen Faschistn zum Freund jehabt, da hat mir det natürlich furchtba jeerjat. Weilick nu imma alle Widasprüche vorjelecht habe, habnse mir rausjeschmissn unn sagn nu imma: Watte man, Du Achtjroschenjunge, im Winta, wenn wa Revolution machn, denn hengst Du wie jeda andre Burjoa am Laternfahl. Denn hamse mir jede Stellung vamießt, unn ick muß fechtn jehn. Nechste Woche habick aberst so ville zusamm, wie ick wollte, denn jehts tippeln, in de Provinz rin."

„Mensch, det is Pech, aberst we denkstn Dir det nu so allet politisch?" „Ach ick will jetzt erst mal irjndwo Arbeet findn, dettick nich so ville Platte reißn muß, denn in Friedrichshain isset nachts vadammt kühl, unn denn werdick mal jejn die Kommune abeetn."

„Na, denn ville Jlück," vaabschiedick mir unn bezahl de Zeche, wenn ooch der andre am liebsten noch jesessn hette.

Nachher treffick mein altn Freund Richard, der ooch Nazi is, unn azehl ihn det. „Du," sachta, „det Luda kennick, der hat Dir vor een Vollblutidiotn mit Motorbetrieb jehaltn, der is ja aus unse Jejnd unn spitzelt bloß. Det hatta beim Stahlhelm ooch schon so jemacht. Weeßte, er schleicht sich int Vatrauen, wird Mitjlied inne janz andre Jejnd unn klaut nachher Mitjliedalistn unn watta sonst kricht, horchn tuta außadem noch."

„Ach Du krichste Mottn", sachick vor Schreck, „uff den werick balde rinjefalln. Een pa Pötte Bier hatta jekricht unn beinah hettickn ooch noch wat zu essn jekooft. Na Du, Motorbetrieb is nich bei mir, det stimmt nich, sonst hette der sich vor mein Jeld schon lange den Bauch vollјeschlagn. Junge, Junge, uff so een Mogla werick balde rinjefalln."

Aberst denn kam mir een feina Jedanke.

Komm Du man, Jungeken.

Det hat der ooch jemacht. Er were noch nich jewandat, hier tetn ihn die Kommunistn nich so jenau kenn, unn velleichte krichte er Abeet.

Na, ick ließn rinkomm unn jab ihn Mittach unn Kaffee, unn hintaher bekama sojar noch Konfekt. In die Morübn habick ihm son Abführmittel jeschüttet, wat wa noch zu Hause hattn unn det Konfekt habick extra in de Apotheke jekooft, det wa son Laxinkonfekt oda wie det heeßt.

Denn habickn abjeschobn.

Schon nach fünf Minutn issa wieda jekomm unn hat Sturm jeläut, ick habn aberst nich uffjemacht. Ob der sich den Tach wohl jefühlt hat?

Übrijens, wiedajekomm issa nich, der hat Lunte jerochn. Unn ick hab ma jefreut, jrade weilick beinah rinjefalln bin.

4. Die Rettungsmedallje unn det Bad vorn Iroschn

Ick hab schon jebadet, jawoll, jetzt in Merz, vorichten Sonntach, unn een Iroschn habick vor jekricht. Wat, det jloobste nich? Paß uff.

Da in Hirschjartn, bei die Albatroswerke, is doch Übasetzstelle nach eens von die Ausfluchslokale. Na, bei det schöne Wetta steht da ooch eene janze Pochtsjon Menschn.

Uff eenmal hörick kreischn, Jedrengel is da, Uffrejung, eena schreit Hilfe.

Ick hin. Richtich paddelt da eena ins Wassa, strampelt unn schluckt.

Keen Aas rührt sich.

Na, ick denke noch, det wird scheene kalt sind, unn springe. Brr. Zum Jlück krieje ick den Kerl jleich zu packn. Erst mußtickn aberst stukn, so sehr hatta jestrampelt.

Mit Mühe habickn an Land jekricht — et wa een Jude. Wat sollick sagn, keen Deibel hat mir bei die Rettung jeholfn. Alle hattnse Angst vors Naßwerdn, allet wan Judn. Endlich hattickn.

Der eene von die Judn kommt uff mir zu unn jibt mir, ick denke fast, der Himmel stürzt ein, jibt mir een Fuffzja: „Das war brav von Ihnen, junger Mann“, orjelta mit sone schöne schmalzje Stimme. Ick faß mir aberst jleich, zieh mein Portjuchhee unn jeb ihm virzich Fennje raus. Janz uffjerecht kiekt der ebn richtich uffjewachte Baunjlückte üba die Vaschwendung unn brüllt uff eenmal: „Gott der Gerechte, mein Hut, Gott der Gerechte, mein neuer Hut. Junger Mann, Se habn mein neuen Hut nich mitgebracht, Se müssen mein Hut ersetzen.“

Da habick den Bauch voll Zorn jekricht: „Wat willste, Sohn Jakobs? Noch een Ton, unn ick jeb den Iroschen zurück unn schmeiß Dir wieda rin ...“

Denn bin ick abjedamft. Hintaher habnse jerufn: „Unerhört!“, unn der, wo mir den Fuffzja jeschenkt hat, is mir nachjekomm unn hat jesacht: „Ich hätte Sie gerne für die Rettungsmedaille eingereicht, aber Ihr freches Benehmen ...“

Den Iroschn habick nachher een Kriechsblindn jeschenkt. Heute habickn Schnuppn. Det is der janze Afolch vor mir. —

Ja, siehste, det is meine Jeschichte von die Rettungsmedallje unn mein Bad vorn Iroschn.

5. Exzellenz spricht vor die Jugend

Ick sitze in den Lokal, wo de Deutschnationaln öftas tagn, unn warte uff mein Freund Willi. Willi is der Sohn von een Telejrafninspektor, unn seine Mutta hat den Zuch zut Höhere, um mir fein auszudrückn, unn hat jesacht, ick were keen Umjang vor ihren Jungn, ick könnte mir nich benehm. Jetzt weeß ick ooch, wodrum det wa, ick habe nemlich nie „jnedije Frau" jesacht, unn da lechtse Wert druff, weil ihr Mann een höera mittlera Beamta is. Ick treff ma trotzdem mit Willin öftas in det besachte Lokal. Unn richtich kommta ooch heute. „Mensch", sachta, „meine Olle will, dettick zu de Deutschnationaln mal jeh, unn det habick vasprochn. Heute is een Abnd zu Jewinnung von Jugnd, komm mit rin." Ick wa erst janz zaschmettat, unn sach denn vastört, aberst eindringlich: „Du Idiot." Er nickoppt bekümmat unn merkt det selbst, aberst den seine Mutta rollt ooch velleichte mit de Oogen.

Na, aus Freundschaft jeh ick doch mit, nachdem ickn erst noch in die Kneifzange von meine Beredsamkeit jenommn habe unn ihn nochmals een bißkn jezeicht habe, wat mit uns los is, unn wat mit de Deutschnationaln.

Also wir rin.

Ick wollte erst raus vor Schreck, aberst denn jrinsick. Det wa also der Jugndwerbeabnd. 26 Glatzn unn siebn Strickstrumpfkrenzchndamn. Allet atmet uff, als wir jungn Kerle rinkomm. Der Abnd is jerettet. Ick denke noch, den Willi hettste janischt zu sagn jebraucht, denn det merkik, bei den kann die Mutta ruhich mit die Oogn rollen, der jeht nich wieda.

Indem steht eena uff.

„Eure Exzellenz, meine hochverehrten Damen und Herren, meine lieben jungen Freunde („Da meinta Dir mit unn mir ooch!", flüstrick Willin zu), ich habe die Ehre, Sie im Namen der hiesigen deutschnationalen Ortsgruppe recht herzlich willkommen zu heißen. Seine Exzellenz, Herr Generalleutnant von Sowiso, hat sich gütigst bereit erklärt, das Referat zu übernehmen: Der Nationalismus und die Jugend. Exzellenz, darf ich gehorsamst bitten!"

Exzellenz steht uff. Et wird diskret inde Hende jekloppt. Exzellenz räuspat sich. Exzellenz holt een Fundspapier aus seine Tasche unn fengt an zu lesn.

„Mensch, Willi", sach ick, „wa habn uns valoosn, det is hier nich vor Jugnd, det is vor Erbbejrebnisanwerta", unn will uffstehn; Willi aba helt ma zurück unn sacht: „Stille, hier jibts Freibier."

Allet durchbohrt uns mit mißbillijende Blicke. Exzellenz hat sich valesn unn wiedaholtn pa Setze. Ick schlaf halb in.

Uff eenmal donnat der Satz in die Jejnd: „Und so werden wir, die Junggebliebenen, die Jugend leiten, daß sie in späteren Jahren die Geschicke unseres teuren Vaterlandes zu meistern versteht." Beifallsjeklatsche.

Ich hatte ooch wirklich Trenen in die Oogn — — so habick jrade jehnen jemußt.

Denn sacht der Vorsitzende noch, „... und so hoffe ich, daß unsere jungen Freunde, angeregt durch die herrlichen Ausführungen, mit denen Ew. Exzellenz uns eine erhebende Stunde zu verschaffen die Güte hatten, so angeregt worden sind, daß ihnen der Schritt in unsere Reihen nicht schwer fallen wird."

Willi kricht Angst unn sacht: „Mensch, wir türmen!" „Keene Angst", winckick ihm beruhijend zu unn frage so janz scheinheilich den Vorsitzndn, der mir (ick stehe so richtich unjeschlacht da), wohlwollnd ankiekt, als denkta, watte man uff speta: „Wird denn hier keen H e i l u f f H i t l a ausjebracht?" Mir habnse rausjeschmissn.

Willis Mutta hat mit de Oogn jerollt.

Ick soll nich mit ihn vakehrn.

Ick bin keen Umjang vor ihn.

6. Jck hab mir valoofn

Eene Uffrejung hat jeherrscht, sachick Dir, eene Uffrejung, det janze Museum am Alex is sozusagn uff Strümpfe jeloofn."

„Wat denn, wat willste, Museum? Du meenst doch nich etwa det Institut zur Vorbereitung von Abeetslosichkeet?"

„Kla, detselbe; Maxe, Du bistn Jenie. Du weest imma schon nach ne halbe Stunde wat jemeint is. Jck spreche also vons Museum vor Abnormiteten."

„Hi, hi, hi, Kabinettsstück eene Fundsneese?"

„Richtich, richtich. Also paß mal uff, in den Ladn hat eene Jewittaschwüle jelagat, weil der Inhaba von det besachte Riechorjan eene Stinkwut jehabt hat. Du hast ja von det jenehmichte Ufflösungsschreibn jehört, wat se von sich jejebn habn, unn siehste, da binick bei jewesn.

Also det wa so.

In een jroßet Konferenzzimma mit lange schleppende Fenstavorhenge habick rinjekukt. Wie ick da hin kam? Ach weeste, ick strolche da so öftas lang unn laua, ob ma nich een juta Freund zum Tee inladet. Na also, ick seh det Zimma unn denke, kiek mal rin — — indem kommt uff eenmal wat anjetrampelt, ick hinta den een Fenstavorhang, Zimma voll von Menschen, ick kann nich mehr raus.

Schöneken, sachick mir, det Fenstabrett is bequem, wenna nich zu lange quatscht, haltick's aus.

Uff eenmal hörick eene achtungsdurchbebte Stimme: „Der Herr Chef." Nu schmul ick durch die Ritze unn richtich, unn richtich, durch die Türe kommt een Riechkolbn mit eene jroße injerahmte Ansammlung von Fenstajlas unn darunta een pa krumme Beene.

Ach Du krichste Mottn, denkick noch jrade, hier biste richtich. Aberst schon fengta an:

„Meine Herrn, Jck habe Jhn hier her jebetn, um Jhn eene wichtije Situation mitzuteiln. Wie ick höre, will det Obavawaltungsjericht det Vabot jejn die Nazionalsozialistn als unbejründet uffhebn, unn eene entsprechnde Aklerung dazu abjebn. Det kommt natürlich janich in Frage, ick habe mir viel mehr dazu entschlossn, mein Vabot selba uffzuhebn, weil wa als Demokratn jede Partei die Möchlichkeet zu unjestörtes Abeetn jebn wolln. In de Öffentlichkeet macht detn jutn Indruck unn zeucht von unse unparteische Jerechtichkeet. Weshalb ick Jhn jedoch hierherjerufn habe, is det, det Sie Jhre Beziehungen spielen lassn. Jck brauche Zusammenstöße nich bloß mit Kommunistn, sondan mit anstendje Staatsbürja, damit det Bürjatum bei die Wahlen vastimmt wird, unn Mitteilungen üba Abeetafeindlichkeet, die die andre Seite erjat. Se wissn, meine Herrn, det ick hinsichtlich der finanzielln Aörterungn nich schwerhörich bin, richtnse sich da-

nach. Wer die Möchlichkeet vor een neuet Vabot herbeiführt, wird besondas honoriert. Ick danke Ihn."

Denn habn Stühle jescharrt unn det Zimma wurde leer. Ick aberst raus. Da fracht mir eena so mißtrauisch: „Wo kommen Siedn her?" „Vazeihnse, ick hab ma valoofn. Ick hab hier anstendje Leute jesucht unn finde bloß l a u t a h o n o r i e r t e.

Du, Maxe, wat jloobste, wat der jekiekt hat."

7. Wir pinseln vor die Pinsel

Vor die Wahlzeit is ja nu alles hübsch munta jewordn.

Det is een Jehaste unn Jerenne unn Jeschiebe. Von Reinhold Wulle üba Westarp bis zu Thälmann is uff eenmal det Betn wieda Mode jewordn.

Wie ick jemerkt habe, detse alle wat tun vor ihr Mandat, habick mir jesacht, denn mußte dir doch uff die Beene machn. Vor dir lohntet nich, also vorn Obabanditn. Ick sprech mit meine Freunde unn die wolltn det Dings schon befummeln.

Wir jehn also pinseln. Wenn wa abjefaßt werdn, machn wa ab, zahln wa uff Zeitlupe oda Schnuppn (alle Oognblick een Troppn) unn alle lejn zusamm.

In vier Trupps, zu zwee Mann, sind wa abjetrabt.

Ick sach zu mein Pinselkamerad: „Hanne", sachick, „wir setzn uns een Hut uff, det uns die Polente vor harmlos bürjalich helt unn ziehn olle Handschuh an, die könn wa wegschmeißn unn habn denn reine Fotn, wenn wa se zeijn müssn."

Also Farbe injerührt, det Töppkn stramm an de Seite jenomm, unn ab durch de Mitte.

Vor eene jroße Fabrick fangn wa an zu pinseln, schön rot, uff die Fliesn vors Portal. Beim zweetn Buchstabn kommt wat. Wir hintan Feila. Aberst et is man bloß een Liebespaar, det nich mal die frische Farbe jesehn hat vor lauta Weltentrücktheit. Wir habn vor Vajnüjn jekichat.

Also weita. Wir pinseln uff Akord. So. Die nechste Schrift quer üba die Chaussee, wo den schönstn Asfalt jibt. Jrade habn wa Hitlas Namen jeschriebn, kommt een Lichtschein anjerollt. „Hanne", meenick, „Topp hintan Boom, Handschuhe aus, Staatsbürja markiern".

Eene halbe Minute druff heltet Ubafallauto bei zwee harmlose Passantn unn jutmütije Staatsbürga, die so recht offnsichtlich mit reene Finga spieln. „Habnse hier nich een pa Leute abeetn sehn?" „Klaa, die sind vor so Stücka zwee Minutn hier mits Rad abjefahrn."

Die Schupo ab, unn wir schnell zu Ende jemalt, aberst im Dalli fix, fix, unn denn ab.

Ick hab mir schon an die Litfaßsäule bei uns anne Ecke von mein Freund vaabschiedet, da sehick noch jrade een Plakat, wo der demokratsche Staatssekreter Mayer als Redner anjekündicht is, unn hau da noch fix unn mit Liebe een Haknkreuz hin. Da hörick uff eenmal son leiset Jetrappse hinta mir, dreh mir um meine Erdachse, unn seh een Schupo uff Zehnspitzn uff mir zutrabn, na da bin ick velleichte endjültich abjewackelt mit Parole Heimat.

Nechstn Morjn sacht der eene Wachtmeesta von unsa Wache zu mir: „Sach mal, warum pinselta denn eijentlich?" „Ach, det vastehste nich. Wir pinseln vor die Pinsel, die imma noch jeistich vakleistat sind. Da jehörste jloobick ooch zu." „Du", sachta son bißkn ärjalich unn jiftich, „jestan hettick Dir

beinah jefaßt"! Nich fille hette jefehlt unn ick stoß raus: „Det warst Du also", aberst ick vaschließ noch mal rasch die Brotlucke, unn tu det falsche Luda nich den Jefalln, detta mir uffschreibn kann.

„Da irrste Dir. Unn weeßte, wenn et doch so jewesn were, unn Du werst mir nachjeloofn, denn war det jemein, wo wa doch beede zweeta Klasse sind." ??? Er staunt. „Na ja, du Ritta des Eisernen Kreuzes unn ick Staatsbürja", lachick unn bin schon een Endeken weg: „Unn du, übahaupt, bei uns Tante Malchn — imma vorsichtich."

8. Meine Himmelswanderung

Also, stell Dir vor, neulich Nacht träumick, ick were jestorbn. Jrade vor de Wahl. Unn nich mal een Reisewahlschein habnse mir mitjejebn. Wie ick nu tieftraurich darüba in mein langet Sterbehemde an die Himmelsleita rankomme, steht da schon een janza Hümpel.

Wat sollick Dir sagn, selbst jetzt noch, wose schon dot sind, kriejnse sich det Zankn. Da merkik ooch watse sind; een Deutschnationala, een Zentrumsmann, een Demokrat, een Sozi unn enn Kommunist.

Na, ick laß mir von nischt bekümman, spuck in die Hende, krempel det lange Hemde hoch unn fang an hochzuklettan. Et wa ja een bißkn steil, aberst, sachick mir, hast ja dein Lebtach schuftn jemußt, unn vor de Bewejung ooch jerne jeabeet, denn wird Dir der Endspurt zum Schluß noch mal janz jut tun.

Nu kiecķick mir die Meute, wo unta mir klettat, mal jenau an. Der eene hatne schwarzweißrote Rosette ans Hemde, der nechste hatn Kreuz vorne zu baumeln, unn weilet ihn hindalich is, schmeißtat uffn Rückn. Der nechste hat det Hemde jebatikt mit lauta Frauenbeenchn, der Sozi hat sein Mitjliedsbuch untan Arm jeklemmt, unn der Letzte steicht mitne rote Armbinde ruff.

„Na", denkick so bei mir, „det is ja bitta. Alle hamse wat besondret, bloß Du bist ins kahle Hemde. Ach Quatsch, wat brauchick sowat schon. Wenn mir der Herrjott ins Herze sieht, denn wirdta schon wissn, dettickn anstendja Kerl wa".

Endlich sind wa obn.

Petrus steht ans Tor, unn nebn ihn Erzengel Jabriel mit sein Schwert.

Petruß jrüßt höflich mit sein Heiljenschein unn sacht nich ohne Wohlwolln: „Na, nun sacht mir mal, watta uff Erdn jeleistet habt."

Uff eenmal, ick bleibe bescheidn zurück, schnattan die Kerls alle uff eenmal los: Der eene hat sein Kaisa unn seine Fahne nie vajessn, der andre hat sein Leblang vor wahret Christntum jekemft, der nechste vor die Jleichheit von allet, wat Menschnantlitz trecht, der Sozi sacht stolz, er hette vorn wahren Sozialismus jefochtn unn der Kommunist meent janz fromm unn keß, ohne ihn were det Proletariat vakomm.

Petrus kiektse so janz eijn een nachn andan an unn sacht denn: „So, so. Du also, mein Sohn, hast Kaisa unn Fahne nich vajessn? So? Valeujnet haste sie aberst.

Du hast vorjeblich vort Christentum jekemft, dabei schiebste det bloß als Ausrede vor Dein Ejoismus, mit den Du techlich jemeinsam mit Marxistn jedet christliche Jefühl dotschlechst.

Vor Jleichheit haste jefochtn?" herrschta den drittn an, „meinste denn, der Herrjott will übahaupt, det alles jleich is? Unn denn noch durch sone Leute, wie Du eena bist, Du krummbeinijet karaktavalaustet Jewechse". Unn durchbohrtn dabei mit een vaachtndn Blick.

„Der Nechste da. Du hast vorn Sozialismus jekemft? Bekemft hastn, vastehste?

Unn Du, wat willst Du denn übahaupt hier? Untn kennste keen Himmel unn hier willste Dir rinschmuggeln? Det Proletariat were ohne Dir vakomm, meinste. Wat heest det? Nur Eure Abeetsbrüda habta niedajeschlagn, weila nich Proletaria, sondan Lumpn seid.

Unn nu Marsch, runta de Himmelsleita, hier obn is keen Platz vor Euch Betrüja!

Mensch, sind die jeloofn.

Denn kiekta ma freundlich an: „Wat hast Du denn zu sagn, mein Junge?“

„Ick habe von meine Führa jelernt: „Liebe Deutschland über alles und Deinen Nächsten mehr als Dich selbst“, danach habick mir, so schweret ooch oft wa, zu richtn vasucht, unn unsa herrlicha Führa wa mein Vorbild.“

„Junge“, sacht der Alte jerührt, „Du bist ehrlich, komm rin.“

Unn denn habick vor den jütijn Blick des lieben Jottes jestandn.

9. Keene Fahrt ohne Judn

Also ick fahr zu mein Bruda an de Ostsee.

Der hat da ne janz schöne Stellung unn hat ma injeladn bei ihn een pa Tage zu vabringn.

Na, ick hab ma ooch dazu entschlossn unn ihm jeschriebn: „Rostock kann Flaggnschmuck anlejn, laß man Jirlandn flechtn un sach den Bürjameesta, er soll seine Amtskette schöne sauba jeputzt habn, wenna mir emfengt." Dadrauf hat der Otto, wat mein Bruda is, jeantwort, seine Schwiejamutta tete eene Jirlande an de Türe nageln unn een Tassenkopp vor mir sauba putzn, wejn den übrijn Emfang wollta noch mit de Stadt vahandln; im übrijn schickta det Fahrjeld, un ick sollte man Dezuch fahrn.

Is jeritzt, hab ick jedacht, det Jeld injestochn, Koffa jepackt, zum Stettina Bahnhof jemacht unn mir an de Sperre anjestellt.

Natürlich, et jibt doch keen reenen Jenuß uff diese schöne Erde! Ick steh mit mein Abzeichn unn warte uff Durchlaß, damittick wien Mitjlied von een Sturmtrupp üban Bahnsteich uffn Eckplatz sausn kann, da baut sich nebn mir een Jude uff. Richtich son Tiep wie Jeorch Bernhard. Wie der det Haknkreuz sieht, machta dußliche Bemerkungen. Quatscht wat von Teutonenirrsinn, det Dummheit imma noch nich ausjestorbn is, unn det in Münchn Idiotn jezüchtet werdn. Ick höre mir det bloß een Oognblick mit an unn sage denn laut: „Fui Deibel, wat stinkt denn hier so (dabei kiekik nach de Seite) — ach so, Plattbeene". Der Jude is uff eenmal muksmäuschenstille. „Ick weeß nich, jetzt kommen die Wannseekalmückn schon nach de Ostsee, um da ihrn Dreck loszuwerdn." Da faucht der Jude los: „Herr, wen meinen Sie damit?" Ick jrinse: „Velleichte ziehnse de Stiebeln aus, denn wern wa det jleich habn". „Herr, Sie habn mich beleidicht, ich werde Sie verklagen, Ihren Namen bitte."

„Sie sind woll janz von Jott valassn, habn Sie sich velleichte schon vorjestellt? Det merknse sich übahaupt, uff Reisen fleje ick keene Bekanntschaftn zu machn, unn aus Prinzip vakehrick bloß mit Deutsche. Eens möchtick Ihn aberst noch zum Abschied sagn: Danknse Ihrn Herrnjott, dettick vorhin in Reisestimmung wa unn Ihn vor Ihre Prevatdußlichkeetn keene jewinkt habe, sonst hettnse jetzt nich bloß Plattbeene, sondan ooch ne injebeulte Rübe."

Indem wird de Sperre uffjemacht, ick sause mit mein Koffa los, er drengt sich vor, kriecht eens jejn det Schienbeen, ooch andre, die dabei warn, jebn ihm janz zufellich een pa, detta een Ende retiriert. Nachher issa zweta Klasse jefahrn, wie ick jesehn habe, wahrscheinlich uff unse Kostn, denn wien Schieba hatta ausjesehn.

Nischtahnend sitzick uff mein Fenstaplatz, wer kommt uff eenmal rin? Eene kleene Jüdin. Sitzt mir jrade jejnüba.

„Ach Du krichste Mottn", stöhnick, „det hat ma jrade noch jefehlt." Die is ooch jleich janz mobil. Stößt mir mits Knie an unn wartet druff, dettick wieda

stoße. Ick steh uff, tret ihr aus Vasehn uff de Pedale unn jeh raus, um mir een Bißkn uffn Jang den Erja zu vatretn.

Als ick wieda rin bin, frachtse mir janz harmlos nach mein Abzeichn: „Was ist denn das?“ „Det is een Abzeichn vor Judnjejna“, antwortick kurz. „Ach wie interessant“, tutse astaunt, lechelt liebnswürdich unn biet ma ne Banane an. Ick danke natürlich vor unn denke, det Abteil is voll, wirste mal losredn. Also lejick los, det janze Abteil hört ooch zu, det Meechn rutscht unbehaglich hin unn her, vasucht ma zu untabrechn, kann aberst bi mir keen Jescheft machn, weilick nu mal ebn in Fahrt bin.

Na sacht die Jüdin janz kleen: „Sie machn uns Judn so schlecht, und dabei habn wir uns doch so nett untahaltn.“ „Nee, mein Frollein, Sie alleene sind velleichte janz simpatisch, aberst Sie uffn Haufn sind fürchtalich. Jeda Deutsche kennt bekanntlich een anstendjn Judn, da müßtet von die Sorte also sechzig Millionen jebn, et jibt aberst bloß zwee, unn die jenüjn vorn Hausjebrauch, aberst jründlich.“

Jrade helt der Zuch in Güstrow. Meine Jüdin steicht jrußlos aus. Eena kiekt ihr nach: „Ach, die steicht in Nebnwagn ein!“

Wie die raus wa, wurdet jemütlich, wir habn jesungn, w i r w a r n a l l e t b l o ß D e u t s c h e.

10. Telefonjespreche

„Frollein Pullmann, Se sind doch beit Presidium ant Telefon, wat sagnse denn zu de Morduntasuchung wejn unsan Kütemeyer?"

„Ja, hm, wat sollick sagn? Da wird ne Konferenz jewesn sind ins Presidium. — Unjefehr so:

„Wat is der Amorte vor eena? Nationalsozialist? So, jrade nach de Hitlavasammlung? Aha. Höchst merkwürdich. Holnse mir mal de Presse her, Herr Kommissar. Mal sehn. Ach, hier steht ja im „Vorwärts", nur einige Trupps zogn zum Sportpalast. Unn „Rote Fahne"? Keene Abeeta zu sehn. Aha, aha. „Vossische Zeitung"? Allet Neujierije. So, so. Übaall steht, det die Rede nischt neuet bot. Meine Herrn: Selbstmord aus Enttäuschung!

Wie meinse? Velleichte noch Trunknheit? Jewiß, wenns paßt, ooch besoffn."

„Pollezeipresidium." „Hallo. Hier Sowiso. Wer is dort bitte? Ja, Herr Kommissar? Sie wern nich recht schlau daraus? Sie müssn schlau draus werdn, ick hab Ihn doch schon jesacht, wie det Ding looft. Schläjerei? Überfall? Na ja, hm. Ach, det is doch einfach. Im Soff provoziert. Die Erdarbeeta ham sich jewehrt. Wat, Autodroschke? Hat Sie janich zu intressiern. Fraun habn wat jesehn? Ick will Ihn wat sagn, Herr Kommissar, Se habn noch ville zu lern. Als Pullezist jibt man wat uff Reellitetn unn nich uff Weibaschwatz.

Wie meinse? Nasnbeen? Na schön, denn ebn Ohnmacht." —

„Pullezeipresidium." „Hallo, hier is Sowiso. Wer is da bitte? Ja, Herr Kommissar? Det klappt nich mit die Unfallstelle, wejn det Brücknjelenda? Paßnse uff, jehnse 150 Meta weita. Ja. Da is doch keen Jelenda? Na sehnse. Scharfn Blick, mein Lieba. Jawoll, da issa rinjestürzt; Blutvalust, Benommenheit. Een jlatta Unjlücksfall. Obduktion wird det selbe ajebn, velleichte sprechick noch mit den Arzt. Machnse so weita, Herr Kommissar." —

„Pullezeipresidium." „Hallo, hier Sowiso. Wer is da? Ja, ick höre. Ja? Wat, Belohnung? Kommt nich in Frage, vabietick janz entschiedn. Sollnse keene Vasammlung machn, nachher looft keena alleene nach Hause. Wat schreit die nationale Presse? Keene nechtliche Sichaheit? Na, an bürjaliche Passantn vajreift sich keena. Also kurz unn jut, ick vabiete ne Belohnung. Jeht uns janischt an. Wir habn von Anfang an Unjlücksfall jesacht, unn dabei bleibtet. Öffentlichkeet? In drei Tagn denkt keena mehr dran, unn die habn keene Presse. Behaltnse von die Vahaftetn zwee Mann, det jenücht. Vor Ihre Dußlichkeet könnse ruhich een bißkn brumm. Wir habn jenuch Eerja jehabt, bloß weil die Faschistn son Jeschrei machn. Ekelhaft, wie ville Lerm sone Leichnsache macht." —

„Pullezeipresidium." „Hallo, hier Sowiso. Wer is da? Ach so, ja. Nu, was jibts? Ach Gott ja, imma noch die blöde Sache, na wat is nu? Die habn selbst Belohnung ausjesetzt? Sollnse, wir habn keen Intresse dran. Wat, die wolln plakatiern? Jibts nich, det is denn ne Kritik an der Pullezei, die wa nich jewillt

sind, uns bietn zu lassn. Nein, nicht zu duldn. Unsre Beamtn habn korrekt unn zuvalessich jeabeet, da jibs keene Kritik. Det wer ja noch schöna. Also handlnse danach. Schön, schön, jawoll, jawoll, emfehlnse mich Ihra Frau Jemahlin. Danke, danke, uff Wiedasehn. Schluß."

So schildat Frollein Pullmann die Telefonjesprече.

Hat die Fantasie, wat?

11. Von Würstchn zu de Tiggesjenerale

Vorichte Woche wa doch in de Müggelberje een Betrieb, als wenn da ne Hitlavasammlung jestijen were. Na, et war ja aberst bloß jroße Rodelei mit Zusehn.

Nu is zufellich Kalle Rehbinder, der an sone Tage imma als Wurstmaxe jeht, krank jewordn, unn weila mir öftas jefellich is unn och ne Wurst spendiert, habickn vatretn.

Ick stell ma also zwischn Müjjelturm unn Bismarckwarte uff, wo der Wech nachn Teufelsee runtajeht. Die weiße Mütze uffn Kopp, den Kochapparat ummen Hals.

Ick hab ma diebisch jefreut, als uff eenmal een pa Nazis komm unn mir akenn. „Mensch, Orje, Du bist woll unta die Jescheftsinhaba jejangn?" „Kla, det sehta ja, einfach, elejant, jeschmacklos unn ohne Prunk. Ick bin uffem Weje zum Burjoa, ick vadiene. Eichenlaub stinkt, heeßtet, aberst ich bin wirklich Jeschefts-mann." Na, da kaunse schon um mir rum.

Da kommt eena so langsam ran, mit die Hende inde Hosntaschn, als wenna bloß ufft Loshaun wartet, unn schaukelt mit een niedatrechtchen Blick uff mir zu.

„Du bist doch Nazi unn vor die Armen, jib ma mal schnell jratis ne Wurst, aba dalli."

„Tu mir den eenundzwanzichsten Jefalln unn red nicht Quatsch. Wenn Dem-lichket weh tete, denn hörtnse Dir jetzt in Potsdam schrein. Wir sind keen Armenvaein, dazu jibts andre jenuch, aberst wir sind janz unn janich vor Faule, wie Du eena bist." Denn sachick zu meine Parteijenossn, die in eene Hand noch die Wurst haltn unn an die andre schon det Jelenk locka machn: „Det is Messa-filipp, Truppnführer in R.F.B., sechs Forstrafn wejn Körpavaletzung."

„Na, denn weeßte, weerick bin, wo bleibt die Wurst?"

„Du", sachick sanft, „laß Dein Messa steckn, ne Tasse Bulliong kannste kriejn, aberst hintan Brustlatz jejossn, vastehste?" Dabei hebickn Kastn mit det kochnde Wassa unn komm uff ihn zu, woraufa schnell wegjemacht is.

Denn jing det Jescheft in Ruhe. Messafilippn habick am andan Tach uff die andre Straßnseite jesehn unn rübajebrüllt: „Merk Dir det elfte Jebot: Laß Dir nie vablüffn!"

Een dicka Jude wollte bei mir koofn: „Ne, Sie kriejn bei mir nischt. Sie komm mir vor wie een Eskimo mitne blaue Brille, der helt die Eisbeern vor lauta Blaubeern, unn Sie haltn mir vor een Demel, der Ihrn Fuffzja braucht. So sehn Sie voch jrade aus, ick vakoofe nur an Deutsche." „Sie müssn, sonst zeichick Sie an." „Sie, da kennse mir flach, drohen is nich. Unn nu ab. Et wa mir een Festessn."

Richtich, schon kommtn Schupo. „Hörnse mal, olla Freund, Sie beleidjn hier Leute?"

„Vazeihnse, Herr Jendarmerieoberst, ick höre imma wat von Beleidjung?"

„Ja, ja, Sie beschimpfn Leute als Nichtdeutsche, ich muß Ihn feststelln, Sie heeßn?"

„Orje." „Wohnung?" „Berlin-Immatreu." „Am Schleschn Bahnhof?" „Ne, janz Berlin is doch jetzt schon Vabrechavirtel."

Kurz unn jut, von Würstchn kommick üba een Judn wieda mal zu de Tiggesjenerale. Na, sone Scherze is man heute ja jewöhnt.

12. Bleisoldaten unn Pazifismus

Sach ma, Ede, wat schenkste Deine Jungs zu Weihnachten?", frach ich Ede Krüjer, wo ick von früha her kenne, unn der zweeta Vorsitznda ins Reichsbanna is.

„Na", sachta, „vor dem Jroßen een Steinbaukastn unn ne Flöte, vor dem Kleen een Teddibern unn een schönet Bildabuch vom Rhein unn so."

„Schöneken", antwortick ihn janz harmlos, „denn wer ick die Jungs schenkn, also . . . (ick wa bei Eden injeladn zut Fest trotz die politschn Vaschiedenheitn, weil wa ebent imma noch zusamm janz nett vakehrn), also Karlen, wat der Jroße is, Karlen, den werick ne Pochtsjon Bleisoldatn schenkn, unn Fritze, der Kleene, kricht ne Trommel, da kanna Soldat mit spieln."

Wie ick det noch nicht richtich ausjeredt habe, da, also ick trach orntlich een Schreck davon, springt Ede in de Höhe unn brüllt mir an: „Du bist woll janz von Jott valassn?" Ick will jrade noch antwortn: „Laß bitte den liebn Jott aust Spiel", da tobta schon weita: „Ick hab den Samen des Friedensjeistes in die zarten Hirne jepflanzt. Se sind untarichtet von die Kriechschuld von Willem unn det Vorkriechsdeutschland, un det wa jutmachn müssn vor alle Zeitn; selbst der fünfjehrje Fritze weeß, det die deutsche Pulletik zum intanationaln Weltfriedn führt, unn nu kommst Du mit Mordinstrumente unn willst allet vaderbn, wat mühsam uffjebaut is, det is jewissnlos . . . „Ja, mein Lieba", lechle ick unn meene schlicht unn einfach: „Dir hamse woll mitn Klammabeutel jepudat?" Er aberst letzt sich janich untabrechn unn wird imma lürischa.

Jetzt steicht ma der Erja doch hoch unn ick setz ihn janz ruhich ausnanda, wat man so wissn sollte von Freiheit unn Brot unn Raum, unn det wa je wehrlosa, je rechtlosa sein tetn. Er awidat bloß mit son Friednsquatsch, unn Quidde hettnse jetzt jenobelpreist in Norwejn, die janze Welt akennte det an, drum müßte die janze Welt jejn jede Waffe unn jedn Soldatn kemfn, seine Kinda solltn nischt mit Menschnschlechterei zu tun habn.

„Hör mal, Ede", wirfick nu ein, „ick bin ehrlich ajriffn" (Ede horcht jleich freudich auf), „det Du son jutmütja Kerl bist, aberst jutmütich is dumm, damit dettes weeßt." Da donnat Ede, der als zweeta Vorsitznda sich doch nach wat vorkommt: „Det sind Injurien. Ick kündje Dir die Freundschaft. Meine Kinda solln nich vadorbn werdn. Sie komm ma nich mehr in mein reinet pazifistsches Haus, Herr!"

Ick schüttle bedauand den Kopp unn jrinse freundlich zum Abschied: „Ede, dette doof bist, habick heute in aschüttande Jröße jemerkt, aberst det jibt sich, uff meine Kostn krichste jetzt öftas unse Zeitungn zujeschickt, da kannste wat aus lern." Und ick jing. —

Übrijens, wenn der wüßte, det seine Jungs een pa mal die Woche bei mir Soldat spieln.

Nationalsozialistische Bibliothek

Herausgeber: Gottfried Feder, M. d. R. / Verlag Frz. Eher Nachf., G. m. b. H. München 2, NO

Bisher erschienene und noch lieferbare Hefte:

Heft 1:	**Das Programm der N.S.D.A.P.** Von Gottfr. Feder, 52 S.	RM. —.60
Heft 2:	**Die Herrschaft der Börse.** Von Fritz Reinhardt	„ —.60
Heft 6:	**Die Dawesbahn.** Von Dr. H. Buchner	„ —.50
Heft 7:	**Der Dawespakt.** Nach dem Originaltext. Mit Kommentaren. Von Dipl.-Ing. G. Feder. Kart. RM. 2.—, gebunden . .	„ 3.—
Heft 8:	**Die Wohnungsnot und die soziale Bau- u. Wirtschaftsbank.** Von Dipl.-Ing. Gottfr. Feder	„ —.60
Heft 9:	**Freimaurerische Weltpolitik.** Von A. Rosenberg	„ —.90
Heft 10:	**Nationalsozialistische Gemeindepolitik.** Von K. Fiehler . .	„ —.90
Heft 11:	**Die sozialkapitalistischen Konsumvereine.** Von Dr. H. Buchner	„ —.80
Heft 12:	**Grundlagen einer deutschen Wehrpolitik.** Von Oberst Hierl	„ —.60
Heft 13:	**Warenhauspolitik und Nationalsozialismus.** Von Dr. Hans Buchner	„ —.90
Heft 14:	**Der Young-Plan** in 67 Fragen u. Antworten. Von Dr. A. Pfaff	„ 1.20
Heft 15:	**Bauernstand und Nationalsozialismus.** Von Joh. Dorner	„ —.90
Heft 16:	**Grundriß einer nationalsozialistischen Volkswirtschaftstheorie.** Von Dr. Hans Buchner	„ —.70
Heft 17:	**Nationalsozialismus und Landarbeiterschaft.** Von Friedrich Hildebrandt, M. d. L.	„ —.60
Heft 18:	**Die Presse als Machtmittel Judas.** Von Anton Meister .	„ 1.—
Heft 19:	**Unser täglich Brot.** Lebensfragen der Landwirtschaft. Von H. Schneider	„ 1.—
Heft 20:	**Die politischen Parteien und ihre Sünden.** Von H. Weberstedt	„ —.90
Heft 21:	**Nationalsozialismus und Technik.** Von Peter Schwerber, Bonn	„ —.90

Weiterhin sind folgende Themen in Aussicht genommen:

Die Organisation der Partei
Die Parteigeschichte
Die Führer und Helden der Bewegung
Die Judenfrage
Nationalsozialismus und Recht
Handwerk und Gewerbe
Die Weltfinanz
Brechung der Zinsknechtschaft
Die Arbeiterbewegung
Marxismus und Kommunismus
Lösung der sozialen Frage
Die Geschichte des deutschen Zusammenbruchs
Die Wirtschaftskrisis
Altersversorgung, Rentner und Kriegsbeschädigte
Außenpolitik
Handelspolitik
Die politischen Parteien
Finanz- und Steuerpolitik
Die Industrie
Beamtenfragen
Gewerkschaftsfragen
Erziehung und Bildung
Angestelltenfragen
Weltpolitik
Deutsche Politik
Rassenfrage
Soziale Fürsorge
Köpfe der deutschen Revolution
Die Inflationsverbrechen und die Aufwertung
Siedlung und Bodenreform
Der Deutsche Staat auf nationaler und sozialer Grundlage

Mit dieser Aufzählung ist der Aufgabenkreis, den sich der Herausgeber und der Verlag gestellt hat, keineswegs erschöpft, ebensowenig ist die Reihenfolge bindend. Aktuelle und für die Propaganda der nationalsozialistischen Bewegung besonders wichtige Hefte werden in erster Linie erscheinen.

Preis der in zwangloser Folge erscheinenden Hefte 50—90 Pf., Doppelhefte entsprechend mehr.

Bestellungen auf die Nationalsozialistische Bibliothek oder auf einzelne Hefte werden von jeder Buchhandlung und vom Verlag entgegengenommen.

Ein kunstphilosophisches und staatspolitisches Werk!

Der Mythus des 20. Jahrhunderts

Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit

Von Alfred Rosenberg

Aus dem Inhalt:

1. Buch: **Das Ringen der Werte:** 1. Rasse und Rassenseele. 2. Liebe und Ehre. 3. Mystik und Tat.

2. Buch: **Das Wesen der germanischen Kunst:** 1. Das rassische Schönheitsideal. 2. Wille und Trieb. 3. Persönlichkeits- und Sachlichkeitsstil. 4. Der ästhetische Wille.

3. Buch: **Das kommende Reich:** 1. Mythus und Typus. 2. Der Staat und die Geschlechter. 3. Staat und Volk. 4. Das nordisch-deutsche Recht. 5. Kirche und Schule. 6. Ein neues Staatssystem. 7. Die Einheit des Wesens.

Wir haben zwar manchen Versuch einer Zusammenschau erlebt. Aber die Männer, die dies unternahmen, blickten noch rückwärts, hingen noch unbewußt einem liberalistischen Zeitalter an. Hier wird der Entwurf für das Abfassen einer neuen Weltgeschichte unternommen, indem die seelisch-rassischen Werte auf allen Gebieten bloßgelegt, das Zeitliche von den urewigen Gesetzen des Blutes geschieden wird und sich somit eine ganz neue und doch — einmal erlebt — urverwandte Schau öffnet. Wie jedes starke Bekenntnis wird auch dieses große Werk leidenschaftliche Bejahung und leidenschaftliche Verneinung erfahren. Sich mit ihm auseinanderzusetzen aber wird eine große seelische Bereicherung für jeden Deutschen bedeuten.

Ein Lebensquell für jeden ringenden Deutschen unserer Tage!

Umfang 670 Seiten. Preis gebunden M. 15.–, broschiert M. 13.–.

